Hrsg.: Daniel Arnold - Callwey Verlag, München 2009 - ISBN: 078-3-7667-1817-4 ©Deutsche Reihenhaus, Köln

Vorwort des Herausgebers

Jeder ist Nachbar. Aber jede Nachbarschaft ist anders.

Nachbarschaft ist so selbstverständlich und allgegenwärtig, dass wir normalerweise nicht darüber nachdenken. Wenn Medien das Thema aufgreifen, wird es entweder dämonisiert oder glorifiziert. Ohne Vorurteile geht es anscheinend nicht.

Wir wollten uns ein unvoreingenommenes Bild davon machen, was Nachbarschaft heute bedeutet: in einer Reihenhaus-Anlage, mitten in der Stadt. Darum haben wir einen erfahrenen Fotojournalisten eingeladen, für einige Monate als Reihenhaus-Nachbar zu leben. Es handelt sich um eine junge, gerade erst im Aufbau befindliche Nachbarschaft. Die Kulisse einer idyllischen Blumenpracht ist noch nicht aufgebaut. Zehn Jahre später, wenn das Gefüge zusammengewachsen sein wird, sind diese klischeefreien Eindrücke nicht mehr möglich.

Hier leben fast ausschließlich die Eigentümer selbst wie bei einer Vorort-Siedlung mit freistehenden Einfamilienhäusern, aber die Nachbarschaft ist unmittelbarer und dichter. Oft interessieren sich die Käufer eines Reihenhauses mehr für ihre zukünftigen Nachbarn als für bautechnische Details: Gute Wärmedämmung setzen sie voraus, aber das ist nicht ausschlaggebend für gutes Zusammenleben.

Das Ergebnis ist ein Kaleidoskop deutscher Alltagsmomente ein Schlaglicht auf deutsche Normalität: Man Iernt sich kennen, hilft sich, plaudert miteinander, teilt die gleichen Interessen wie Garten, Auto, Haus und Fußball, man grillt, trinkt und spielt zusammen, man Iotet die gemeinsamen und individuellen Grenzen aus. Die Bedürfnisse nach Ruhe und Diskretion, nach Intimität sind verschieden. Grenzen werden durch Zäune, Wände und Hecken erzeugt — nicht auf Dauer, denn sie sind temporär, und man unterhält sich hindurch und darüber hinweg.

Die Themen, die hier sichtbar werden, sind allgemeingültig aber das jeweilige Gesamtbild von Nachbarschaft ist so individuell wie die Menschen, die sie erzeugen.

Köln, im September 2009 Dr. -Ing. Daniel Arnold Vorstand Deutsche Reihenhaus

Ist Nachbarschaft heute noch möglich?

Die Antwort auf die im Titel gestellte Frage ist ohne Umschweife: Ja. Menschen sind soziale Wesen. Ohne in soziale Beziehungen eingebettet zu sein, könnten sie weder materiell noch psychisch überleben. Soweit es sich um informelle Beziehungen handelt, beruhen sie auf Verwandtschaft, Freundschaft oder auf räumlicher Nähe. Letztere nennt man Nachbarschaft. Aber welche Qualität diese sozialen Beziehungen annehmen und welche Rolle sie spielen, ist historisch wandelbar. In vormodernen Gesellschaften war Nachbarschaft eine auf ökonomischer Notwendigkeit beruhende, von sozialen Normen strikt geregelte Gemeinschaft. Diese Form von Nachbarschaft existiert nicht mehr. Im ersten Teil wird erklärt, weshalb (I). Im zweiten Teil werden die heutigen Formen nachbarlichen Verhaltens beschrieben (II). Den Schluss bildet ein Ausblick in die Zukunft von Nachbarschaft. Nachbarschaft wird es auch in Zukunft und auch in der modernen Großstadt geben. Sie kann wichtige Funktionen für bestimmte Gruppen erfüllen.

Aber künftige Nachbarschaften werden wenig gemein haben mit dem dichten und unentrinnbaren Geflecht sozialer und ökonomischer Abhängigkeiten in vormodernen dörflichen Nachbarschaften (III).

Nachbarschaft lässt sich definieren als "eine soziale Gruppe, deren Mitglieder primär wegen der Gemeinsamkeit des Wohnortes miteinander interagieren" (Hamm, 1973,18). Nachbarschaft meint ein soziales Beziehungsgeflecht aufgrund räumlicher Nähe des Wohnens. Aber räumliche Nähe für sich genommen schafft keine soziale Beziehung. Sie ist nur eine technische Bedingung von direkten, sog. "Face-to-Face"-Kontakten. Damit aus räumlicher Nähe soziale Nachbarschaft werden kann, sind weitere, soziale Faktoren nötig: gemeinsame Interessen, übereinstimmende Verhaltensnormen, Ähnlichkeiten der sozialen Lage und des Lebensstils. Der räumlich nahe Wohnende muss auch sozial nahe sein, damit eine Gemeinschaft der Nachbarn entstehen kann.

Das war in den Dörfern der Vormoderne selbstverständlich. Nachbar leitet sich her aus dem mittelhochdeutschen "nahgebur": der nahe Wohnende, aber auch der nahe Bauer (Kluge, 1995). Der Nachbar war von gleichem Stand, arbeitete und lebte unter denselben oder doch unter sehr ähnlichen Verhältnissen. Wer sich räumlich nah war, der war sich auch sozial nah, man war denselben Nöten und Zwängen unterworfen und zur Bewältigung des eigenen Alltags unausweichlich aufeinander angewiesen. Und man blieb meist sein Leben lang Mitglied ein und derselben Dorfgemeinschaft. Nachbarschaft war Schicksal. Auf dieser Basis ökonomischer Notwendigkeit, gleicher Interessenlage, sozialer Nähe und Unentrinnbarkeit entwickelten sich strenge Normen nachbarlichen Verhaltens, deren Einhaltung die Nachbarn mit scharfen Sanktionen erzwingen konnten.

Diese objektive Basis hat Nachbarschaft heute verloren. Man ist nicht mehr ökonomisch auf seine Nachbarn angewiesen und man teilt mit ihnen auch nicht mehr notwendigerweise dieselben Werte und Normen. Auch die Allmende, die von den Nachbarn gemeinsam genutzt und verwaltet wurde, ist verschwunden. Mit der industriellen Urbanisierung wurde die Arbeit aus dem Wohnzusammenhang herausgelöst und am gesonderten Ort, im Betrieb, organisiert. Damit entstand erst das uns heute so selbstverständliche Gegenüber von Arbeitszeit und Freizeit. Es entstand auch das Gegenüber von Wohn- und Arbeitsort, Wohnung und Wohnumgebung wurden zu Orten von Konsum und Freizeit. Nachbarschaft war keine Produktionsgemeinschaft mehr. Damit schwand die ökonomische Angewiesenheit auf die Nachbarn. Die Gemeinsamkeiten mit den Nachbarn wurden auf das Leben jenseits des Berufs eingeengt. Im Zusammenhang der Selbsthilfeaktivitäten beim Hausbau finden sich auch heute noch produktive nachbarliche Hilfeleistungen, allerdings vornehmlich auf dem Land, wo die Voraussetzungen für produktive informelle Arbeit eher vorhanden sind: verfügbare Flächen und soziales Kapital aus der Verwandtschaft und eben auch aus den Resten traditioneller Nachbarschaft (Jessen/Siebel, 1988).

Wohlstand, moderne Kommunikations- und Verkehrsmittel und die sozialen Netze des Wohlfahrtsstaates machen heute nachbarliche Hilfssysteme weitgehend überflüssig. Vereine, politische Parteien und öffentliche Institutionen decken einen Großteil der Kommunikationsbedürfnisse und Aktivitäten ab, die früher vornehmlich innerhalb der Nachbarschaft stattfanden. Die modernen Kommunikationsmedien schließlich haben den Nachbarn als Informationsquelle entwertet. Informationen aus der Nachbarschaft sind zum Klatsch heruntergekommen, dem zahnlosen Restbestand jener einstmals mächtigen gegenseitigen Kontrolle unter Nachbarn.

Die Differenzierung der Berufe, die Individualisierung, die Pluralisierung der Lebensstile reduzieren heute auch die sozialen Gemeinsamkeiten unter den Nachbarn. Das hat die Chancen verringert, innerhalb der Nachbarschaft Gleichgesinnte zu finden, mit denen man Bekanntschaft und Freundschaft schließen möchte. Verwandte sind ebenfalls immer seltener auch Nachbarn. Das zwingt dazu, seine Verkehrskreise über die ganze Stadt und weit darüber hinaus auszudehnen. Soziale Beziehungen lösen sich von unmittelbarer räumlicher Nähe. Solche Enträumlichung von Verwandtschaft, Bekanntschaft und Freundschaft ist technisch ermöglicht worden durch die modernen Verkehrs- und Informationstechnologien, ökonomisch durch steigenden Wohlstand und zeitlich durch die Ausweitung der arbeitsfreien Zeit.

Die räumliche und zeitliche Trennung von Wohnen und Arbeiten bedingte, dass die mit Arbeit befassten nicht oder nur entfernt verwandten Mitglieder den Haushalt verließen: die Knechte und Mägde, die Gesellen und Gehilfen. Zurück in der Wohnung blieb die Kernfamilie von Vater, Mutter und Kindern. Damit entstand erst die Möglichkeit zur Intimisierung einer privaten Sphäre in der Wohnung, die nun gegen den neugierigen und kontrollierenden Blick von außen abgeschirmt werden konnte. Der Blick des Nachbarn aber ist besonders problematisch, weil man dem Nachbarn anders als dem flüchtig vorübergehenden Fremden immer wieder begegnet. Also schützt man seine Privatsphäre gerade gegenüber den Nachbarn. Die Beziehungen werden versachlicht, man nimmt anders als früher nicht mehr selbstverständlich am Familienleben der Nachbarn teil. Man hält Abstand, zeigt keine Neugier und schon gar nicht mischt man sich in die Angelegenheiten von Nachbarn ein. Insbesondere vermeidet man Verpflichtungen. Da man Nachbarn anders als Freunde und Verwandte, zu denen man Kontakte hält oder eben nicht, nur durch Umzug auswechseln kann, werden die Kontakte zu Nachbarn bewusst auf der Ebene einer vorsichtig-höflichen Distanz gehalten. Die wichtigste Norm gutnachbarlichen Verhaltens ist die Distanznorm.

Der Funktionsverlust nachbarlicher Beziehungen, ihre Reduktion auf Grußkontakte und der Rückzug in die eigene Privatheit sind in zahlreichen Studien seit den 1960er Jahren beschrieben worden (Vgl. zusf. Oswald, 1966, 120 ff.; Hamm, 1973). Angesichts dieser empirisch immer wieder bestätigten Erosion von Nachbarschaft als einer auf räumlicher Nähe beruhenden sozialen Beziehung wird in einer neueren Untersuchung Nachbarschaft nur noch räumlich definiert, ohne Nachbarschaft als eine soziale Tatsache zu erwähnen: "Quite simply, a neighbourhood is a geographically circumscribed, built environment that people use practically and symbolically" (Blokland, 2003, 213).

Aus all diesen Gründen hat der Städter heute im Vergleich zum vormodernen Dorf weniger und weniger intensive Kontakte zu seinen Nachbarn. Misst man sein Nachbarschaftsverhalten am Maßstab der traditionalen Dorfgemeinschaft, kann man nur noch Verfallsgeschichten erzählen. Das hat die konservative Stadtkritik getan, die in der modernen Großstadt nur noch Vereinsamung und Anomie erkennen konnte. Aber der normative Bezug auf das Modell traditionaler dörflicher Nachbarschaft führt dreifach in die Irre:

Erstens wird die Realität des modernen Großstädters verzerrt. Der Großstädter ist keineswegs einsam, nur weil er weniger Kontakte zu seinen Nachbarn pflegt. Er hat nicht weniger, er hat vielmehr andere Kontakte, als es die vormoderne Nachbarschaft zuließ. In einer Untersuchung von zwei Hamburger Siedlungen hat Helmut Klages schon 1958 festgestellt, dass ganze sechs Prozent aller Bekanntschaftsbeziehungen der Befragten aufgrund der Tatsache des Nebeneinanderwohnens zustande gekommen waren. Sieben weitere Prozent von allen Bekanntschaftsbeziehungen wurden durch das nachbarliche Zusammenwohnen intensiviert (Klages, 158 ff.).

Zweitens wird die Qualität städtischer Kontakte verkannt. Die Ausweitung seiner Verkehrskreise weit über die engere räumliche Nachbarschaft hinaus hat die Optionen der Städter enorm erweitert. Man kann sich unter der Bevölkerung der ganzen Region und sogar darüber hinaus seine Freunde und Bekannten auswählen, und selbst zu den entfernter wohnenden Verwandten hält man enge Beziehungen aufrecht, wenn man nur will. Moderne Kontaktnetze beruhen auf Wahlfreiheit, was auch beinhaltet, unerwünschte Beziehungen abbrechen zu können. Wahlfreiheit aber ermöglicht intensivere Freundschaften als die vorgegebenen Beziehungen innerhalb einer Dorfgemeinschaft.

Drittens verkennt der normative Rückbezug auf das vormoderne Dorf die Anpassungszwänge der dörflichen Gemeinschaft. Stadtluft macht nicht zuletzt deshalb frei, weil man als Städter nicht mehr den unentrinnbar dichten Kontrollen des Dorfes unterworfen ist. Die Stadt erlaubt ein Ausmaß an Individualisierung, das in der Enge der vormodernen Dorfgemeinschaft undenkbar war. Das zeigt sich selbst im Nachbarschaftsverhalten: Die Kontakte des Städters zu seinen Nachbarn sind nicht nur beliebig, sehr allgemein und unverbindlich, sie sind auch zunehmend individualisiert; jedes Familienmitglied kann seinen eigenen nachbarlichen Verkehrskreis haben.

Die These vom Funktionsverlust von Nachbarschaft gilt auch nicht für alle Stadtbewohner. Für Kinder und alte Menschen ist Nachbarschaft nach wie vor von großer Bedeutung, da sie über die sozialen Kompetenzen und über die Mobilität zum Aufbau und zur Stabilisierung von weiträumigen Kontaktnetzen noch nicht oder nicht mehr verfügen. Für Frauen mit kleinen Kindern, insbesondere für Alleinerziehende, aber auch für Angehörige der Unterschicht gilt Ähnliches. Dichte nachbarliche Beziehungen findet man heute in Großstädten als Reste eines traditionellen Arbeitermilieus. Aber diese Milieus schwinden, weil die Armut, die die Arbeiter zusammenführte, ebenso geschwunden ist wie die Homogenität der Lebenslagen, die eine wesentliche Voraussetzung für funktionierende Nachbarschaften ist.

Die traditionelle dörfliche Nachbarschaft war eine Notgemeinschaft. Im vormodernen Dorf war die Not allgegenwärtig und die Dorfbewohner waren ihr gleichermaßen unterworfen. Folglich entwickelten sich auch dauerhafte und verbindliche Hilfsnetze. Heute in der Stadt sind Notsituationen die Ausnahme, sie begründen deshalb keine dauerhaften und verbindlichen Nachbarschaften. Trotzdem gibt es auch heute noch Notsituationen, in denen Nachbarn stärker miteinander kooperieren. Das war nach dem Krieg so und es ist nach Naturkatastrophen oder bei Feuer immer noch der Fall. Typische Situationen intensiverer Zusammenarbeit unter Nachbarn ergeben sich auch, wenn eine neu gebaute Siedlung besiedelt wird. In solchen "Pioniersituationen" herrscht anfangs oft ein reges nachbarschaftliches Zusammenleben und - arbeiten. Ist aber die Pioniersituation überwunden, üblicherweise nach zwei Jahren, reduziert sich das anfänglich intensive Nachbarschaftsleben auf die Normalität eines höflich-vorsichtigen Distanzverhaltens (Oswald, 1966, 145).

Auch jenseits von Ausnahmesituationen, im Alltag des heutigen-Städters, kommt gegenseitige Hilfe unter Nachbarn vor. Aber der Kreis derer, deren Hilfen man in Anspruch nimmt, bleibt auf sehr wenige Nachbarn eingeschränkt, meist nicht mehr als vier oder fünf Haushalte. Und diese "Notnachbarn" werden häufig gezielt ausgesucht. Keineswegs müssen es diejenigen sein, die direkt nebenan wohnen. Auch hier ist die soziale Nähe wichtiger als die räumliche. Die erbetenen Leistungen bleiben inhaltlich beschränkt auf kleine Aushilfen, man leiht sich etwas kurzfristig aus, passt gelegentlich auf die Kinder auf und hilft vorübergehend etwa bei Krankheit. Nachbarliche Hilfe ist Nothilfe, wer sie in Anspruch nimmt, tut dies kurzfristig und ausnahmsweise, nicht regelmäßig. Man achtet strikt darauf, dem Nachbarn nichts schuldig zu

bleiben, die Hilfeleistung soll eine Ausnahme bleiben, aus der keine Verbindlichkeiten entstehen: Was man geliehen hat, gibt man so schnell wie möglich wieder zurück, manchmal wird die Hilfe sogar bezahlt, damit keine Verpflichtungen sich daraus ergeben können. Nachbarschaftshilfe hat im Wesentlichen Lückenbüßerfunktionen, bis die Verwandten oder Freunde einspringen können, deren Hilfe man grundsätzlich der von Nachbarn vorzieht. Man fürchtet die Folgen allzu großer Nähe zu den Nachbarn, eben weil man der Nachbarschaft nur mit großen Kosten (Umzug) wieder entrinnen kann. Nachbar ist heute nicht mehr so sehr der räumlich Nahe als der zeitlich Nahe, also derjenige, den man schnell erreichen kann und mit dem man durch verschiedene Gemeinsamkeiten sich verbunden fühlt.

Die Nachbarschaft hat also nicht für alle Stadtbewohner gleichermaßen an Bedeutung verloren. Menschen, die nur über geringe Kommunikations- und Mobilitätsmöglichkeiten verfügen, sind auf lokal gebundene soziale Netze stärker angewiesen. Aber heutige Nachbarschaftsgruppen sind typischerweise sehr klein, sie umfassen selten mehr als fünf bis acht Haushalte, und sie sind von geringer Verbindlichkeit. Umfang und Intensität der nachbarlichen Kontakte hängen ab von der Stellung im Lebenszyklus - Familien mit kleinen Kindern sind stärker involviert als Haushalte nach dem Auszug der Kinder -, von der Fähigkeit zur Mobilität, von sozialer und kultureller Nähe, vom Alter und vom Einkommen: Ein wohlhabender Haushalt besorgt sich seine Hilfen über den Markt, nicht von den Nachbarn. Nachbarschaft ist für Kinder, Alte, Behinderte, Hausfrauen, Alleinerziehende und für Arme sehr viel wichtiger als für einen gut verdienenden, hochmobilen, unverheirateten Young Urban Professional.

Deshalb sind Versuche, Nachbarschaften zu planen, wenig erfolgreich geblieben. Vor allem im Zuge der Stadterweiterungen durch große Wohnsiedlungen am Stadtrand war das Thema Nachbarschaft unter Stadtplanern aktuell. Die Planer hofften, im Konzept der Nachbarschaft als einer auf räumlicher Nähe beruhenden Gemeinschaft ein soziales Fundament für ihre Neubausiedlungen gefunden zu haben (Häußerman/Siebel, 1994, 377 f.). Die ersten systematischen Versuche in diese Richtung wurden im Zuge der Planung der New Towns in England gemacht. Aber diese Hoffnungen haben sich offensichtlich nicht erfüllt, auch wegen der anonymisierenden Architektur und weil diese Einheiten viel zu groß waren (Glass, 1948; Oswald, 1966,137). Heute zielen vor allem neuere sozialpolitische Strategien in Sanierungsgebieten darauf. informelle soziale Netze unter den Nachbarn zu stärken. Solche Ansätze sind wichtig für die Erneuerung von Problemguartieren, aber sie stoßen an enge Grenzen. Gerade in diesen Gebieten ist das soziale Kapital der Bewohner schwach: Arme können einander kaum mit Geld helfen, Arbeitslose verfügen kaum über Informationen über Arbeitsmöglichkeiten, weil sie keinen Zugang zu Betrieben haben. Und die Hoffnung, unter den problembeladenen Bewohnern könne sich eine tatkräftige Solidarität entwickeln, ist weitgehend Illusion, weil die Bewohner benachteiligter Quartiere unter sehr unterschiedlichen Problemen zu leiden haben, mit dementsprechend unterschiedlichen Interessen. Wenn sich trotzdem nachbarliche Hilfsnetze entwickeln lassen, so sind sie fragil und meist auf kontinuierliche Unterstützung von außerhalb angewiesen.

Schließlich wurde schon mehrfach darauf hingewiesen, dass eine weitgehende soziale und kulturelle Homogenität gefordert ist, damit Nachbarschaft unter heutigen Bedingungen funktionieren kann. Man wird seine Kinder nicht Nachbarn zur Betreuung überlassen, wenn man nicht darauf vertrauen kann, dass sie ähnlichen Erziehungsprinzipien folgen wie man selbst. Wo Nachbarschaften als soziales Beziehungsgeflecht dauerhaft funktionieren, findet man stets eine weitgehende Übereinstimmung in Lebensstil, normativen Orientierungen, Interessen und materieller Lage. Auch räumliche Arrangements können nachbarliche Kontakte fördern, sie dürfen nur keine Kontakte erzwingen. Das würde eher Bemühungen seitens der

Bewohner hervorrufen, sich voneinander abzugrenzen. Gute Nachbarschaft setzt eine auch räumlich gesicherte private Sphäre voraus. Deshalb sind durch räumliche Arrangements erzwungene Kontakte der Nachbarschaft eher hinderlich. Damit sich eine der städtebaulichen Gestalt einer Siedlung entsprechende soziale Basis im Sinne eines ortsgebundenen sozialen Beziehungssystems (Nachbarschaft) entfalten kann, ist zweierlei notwendig: eine Abstufung von privaten, halb öffentlichen und öffentlichen Bereichen mit sorgfältig gestalteten Übergangszonen und eine bis in Feinheiten der Lebensweise reichende soziale Homogenität (Vösgen, 1989).

Soziale Homogenität allein garantiert noch keine Nachbarschaft. In bürgerlichen Villenvierteln lässt sich trotz hoher sozialer Homogenität ein Nachbarschaftsverhalten jenseits von Grußkontakten kaum nachweisen (Oswald, 144). Soziale Homogenität ist eine notwendige, keine hinreichende Bedingung für funktionierende Nachbarschaften. Doch das stellt die Planer vor ein Dilemma. Stadtplaner haben immer versucht, in ein und derselben Siedlung Angehörige verschiedener sozialer Schichten unterzubringen. Soziale Mischung im Stadtquartier sollte die gesellschaftliche Integration fördern, diente also auf der Ebene der Gesellschaft demselben Ziel wie die Planung von Nachbarschaftssiedlungen, nämlich der Integration. Man kann aber nicht gleichzeitig soziale Mischung und funktionierende Nachbarschaft erreichen. Intensive Nachbarschaft durch Siedlungsbau, um das Individuum sozial zu integrieren, steht im Widerspruch zum Ziel der sozialen Mischung, um die Integration der Gesellschaft zu stärken.

Bislang war die Rede von Nachbarschaft als Lückenbüßer und als Aktionsraum für jene, die wie Alte und Kinder keine Alternative haben. Es lassen sich aber drei Gruppen benennen, die Interesse an intensiveren Nachbarschaftsbeziehungen haben, als sie die oben geschilderten höflich-distanzierten Formen nachbarlichen Verhaltens gewähren.

In den 1970er und 1980er Jahren entstanden zahlreiche Projekte geplanter Nachbarschaften, die meist von höher qualifizierten jüngeren Paaren aus der Mittelschicht initiiert wurden, insbesondere von den Frauen. Diese wollten haushaltsübergreifende, nachbarliche Hilfsnetze organisieren, um Hausarbeit, Kindererziehung und Berufstätigkeit besser vereinbaren zu können. Hinzu kam das Interesse, Isolation und Anonymität zu vermeiden. So fügten sich sehr praktische Überlegungen zur Entlastung der berufstätigen Frau durch Zusammenarbeit im Wohnbereich und das Interesse an engerer Kommunikation zu einem Idealbild gelungener Nachbarschaft. Diese Nachbarschaften haben umso besser funktioniert, je höher die soziale und kulturelle Homogenität der Beteiligten war, also auf Basis einer sehr feinkörnigen sozialen Segregation. Das hat gute Gründe. Je mehr und je privatere Lebensbereiche man miteinander teilt, desto wichtiger wird es, dass die Teilnehmer in Fragen der persönlichen Überzeugung, des Geschmacks, des Lebensstils und in ihren materiellen Möglichkeiten einander gleichen. Deshalb dauerten die Planungsprozesse bei diesen Projekten besonders lange, ohne dass am Ende besonders außergewöhnliche Bauten herausgekommen wären. Die aufwendigen Planungsverfahren hatten nämlich eine latente Funktion: die Auswahl der Nachbarn. Über der Diskussion von Grundrissen und Bauformen konnte man einander kennenlernen und diejenigen, die nicht hineinpassten, verschwanden im Verlauf der langwierigen Planungen.

Diese neuen, inszenierten Nachbarschaften junger Familien sind ein Beispiel für gewolltes Nahe-beieinander-Wohnen von Menschen ähnlicher Lebenslagen und Interessen. Ein vergleichbares Phänomen findet sich in den Kolonien der Zuwanderer. Auch in deren Quartieren bilden sich häufig engere nachbarliche Kontaktnetze. Dahinter verbergen sich oftmals Verwandtschaftssysteme, die sich über räumliche Nähe zu festigen suchen, es kann sich aber auch um importierte Nachbarschaften handeln, wenn Angehörige desselben Dorfes im Herkunftsland sich in der Fremde wieder als Nachbarn niederlassen. Zuwanderer ziehen

möglichst dorthin, wo sie Verwandte oder Bekannte finden, das Phänomen der "Kettenwanderung". Der neu Zugewanderte, der typischerweise noch nicht in den Arbeitsmarkt und die sozialstaatlichen Netze integriert ist, findet hier Hilfen, erste, häufig informelle Arbeitsmöglichkeiten, Menschen, die seine Sprache sprechen, Schutz vor Isolation und Informationen über die neue Umgebung. Solche ethnischen Nachbarschaften sind Brückenköpfe vertrauter Heimat in der Fremde, die den Schock der Migration mildern und so wichtige Funktionen im Prozess der Integration erfüllen.

Neben dem Wunsch von Frauen, Beruf und Familie besser zu vereinbaren, und neben der besonderen Angewiesenheit von Zuwanderern auf ethnisch gestützte Nachbarschaften wird auch die Alterung der Bevölkerung die Bedeutung von Nachbarschaften stärken. Alter ist in unserer Gesellschaft sozial definiert als die Zeit nach der Berufstätigkeit. Die sozial definierte Phase des Alters dauert heutzutage aufgrund der längeren Lebenszeit zwischen 20 und 30 Jahre. Diese historisch einmalig lange Zeit des Alters wird zu drei Vierteln der wachen Zeit in der eigenen Wohnung und der näheren Wohnumgebung verbracht, weil der Hauptgrund, das Wohnquartier zu verlassen, die Berufstätigkeit, fortgefallen ist, später dann auch aufgrund eingeschränkter Mobilität. Dabei dominiert ein Wunsch: in der eigenen Wohnung, in der gewohnten Umgebung und in der vertrauten Nachbarschaft alt zu werden. Der demografische Wandel wird deshalb die Bedeutung des Wohnquartiers und der Nachbarschaft enorm verstärken.

Das Alter lässt sich nach dem Grad der Autonomie in drei Phasen unterteilen: das autonome. das unterstützungsbedürftige und das abhängige Alter. Mit diesen Phasen steigt die Angewiesenheit auf Hilfen. Viele dieser Hilfen lassen sich über Markt und Staat in Gestalt professioneller Dienstleistungen gewährleisten, also unabhängig von den informellen Hilfen der Nachbarschaft. Eines aber lässt sich nicht professionalisieren und gegen Geld verfügbar machen, und dabei handelt es sich um das, was alte Menschen am dringendsten benötigen: Achtung der Person, Vertrauen und Liebe. Das sind Qualitäten menschlicher Beziehungen, die gebunden bleiben an die informellen Netze der Verwandtschaft, der Freundschaft und der Nachbarschaft. Das leistungsfähigste dieser drei, das Verwandtschaftssystem, wird aber durch den demografischen Wandel und die Veränderungen der Lebensweisen geschwächt: Das Einzelkind zweier Einzelkinder hat nach dem Tod seiner Eltern keinerlei direkte Verwandte. Ähnliches gilt für den lebenslangen Single und die kinderlose Witwe. Für sie alle steht das Verwandtschaftssystem nicht mehr oder nicht in ausreichendem Maße zur Verfügung. Also bleiben nur Freundschaft und Nachbarschaft, beides Systeme, die überlange Zeiträume aufgebaut sein müssen, um sich als verlässliche Netze eines humanen Alters bewähren zu können.

Zuwanderer sind einander wichtige Nachbarn. Typisch für alle Einwanderungsstädte ist deshalb ein Mosaik "urbaner Dörfer", in denen Einwanderer ein Stück Heimat finden können. Der demografische Wandel kann dazu beitragen, dass Menschen wieder mehr und schon sehr früh in das soziale Kapital einer funktionierenden Nachbarschaft investieren, ähnlich wie das in den Projekten gemeinsamen Wohnens junger Familien der Fall ist. Nachbarschaft verschwindet keineswegs, aber sie nimmt neue Formen an. Früher war Nachbarschaft Schicksal, heute ist sie wählbar, früher war Nachbarschaft eine räumliche Tatsache, die sich sozial organisiert, heute ist sie eine soziale Tatsache, die sich räumlich organisiert.

Literatur

Blokland, Talja (2003): Urban Bands. Cambridge: Polity Press

Glass, Ruth (1948): The social background of a plan: A study of Midd/esborough. London

Hamm, Bernd (1973): Betrifft: Nachbarschaft. Düsseldorf

Häußermann, Hartmut und Walter Siebel (1994): Gemeinde- und Stadtsoziologie. In: Kerber, Harald und Arnold Schmieder (Hg.): Spezielle Soziologien. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt. S. 363-387

Jessen, Johann; Siebel, Walter et al. (1988): Arbeit nach der Arbeit. Opladen: Westdeutscher Verlag

Klages, Helmut (1958): Der Nachbarschaftsgedanke und die nachbarliche Wirklichkeit. Köln/ Opladen

Kluge, Friedrich (1995): Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache. Berlin/New York: de Gruyter

Oswald, Hans (1966): Die überschätzte Stadt. Olten/Freiburg: Walter

Vösgen. Hermann (1989): Stunden der Nähe - Tage der Distanz. In: Joachim Brech (Hg.): Neue Wohnformen in Europa. Darmstadt: Verlag für Wiss. Publ., S. 94-107

Was bedeutet für Sie Nachbarschaft?

Roger Cicero

Ich bin im Allgemeinen zwar jemand, der seine Nachbarn kennt, aber eher ein bisschen distanzierter.

Mein Lieblingsnachbar ist mein Pianist, Lutz Krajenski. Er sitzt und wohnt rechts von mir — und er ist mein erster Schnittpunkt. Ich schaue sehr häufig zu ihm hinüber und wir haben auf der Bühne die ganze Zeit einen ziemlich intensiven Kontakt.

Aber das ist einfach etwas Besonderes und etwas, was nicht an jeder Straßenecke zu finden ist. Der Zufall muss dann schon ziemlich groß sein, dass man unter den Nachbarn so etwas findet. Ich gehe erst mal nicht davon aus, dass das selbstverständlich passiert.

Nachbarschaft ist für mich auch durchaus die Gegend, in der ich wohne. Hier im Café, das ich sehr häufig besuche, fühle ich mich zu den Leuten, die hier arbeiten und das Café betreiben, hingezogen. Das ist für mich durchaus ein nachbarschaftliches Verhältnis. Denn man sieht sich häufig, in diesem Fall sogar häufiger als die Leute, mit denen ich im Haus lebe, insofern ist das für mich auch richtige Nachbarschaft.

Als wir hier in diese Gegend gezogen sind, mussten wir uns erst mal zurechtfinden. Bis man den Obstmann kennt, sich begrüßt und per Du ist, das dauert ja seine Zeit. Hier aber ging das alles sehr schnell. Ich habe mich gleich so gefühlt, als ginge ich hier schon jahrelang hin, und das hat mich sehr angesprochen.

Das bedeutet für mich wirklich Lebensqualität, wenn man Läden hat, in die man häufig geht, kurz mal mit den Leuten redet, mal einen Witz macht — das ist einfach, das brauche ich in meiner Umgebung. Wenn ich das nicht habe, dann fühle ich mich sehr unwohl.

Roger Cicero ist Pop- und Jazzmusiker. Engagiert sich für die Kinderhilfsorganisation "Save the Children", vor allem für die Projekte der Organisation in Rumänien, der Heimat seines Vaters Eugen. Cicero ist Vater eines Kindes.

Wolfgang Clement

Nachbarn sind Inspiration, und sie sind eine Bereicherung - wie es das Kennenlernen von Menschen immer ist. Das Miteinandersein ist eine Bereicherung in unserer Welt. Wir werden ja immer mehr und es ist sehr wichtig, dass wir uns verstehen - als Menschen. die aufeinander angewiesen sind.

An jedem Wochenende, wenn ich Zeit habe, versuche ich, mich im Garten nützlich zu machen. Ich bin zwar ziemlich unbegabt, aber ich tue das trotzdem unverdrossen, weil es mir einfach Spaß macht. Und da hole ich mir gerne Rat von meinem Nachbarn; demnächst werden wir wahrscheinlich auch noch zusammen den Rasen in Ordnung bringen, weil er davon einfach mehr versteht als ich.

Das ist wirklich gute Nachbarschaft, die wir hier pflegen. Wir sind ja eine sehr große Familie - mit fünf Kindern - und leben jetzt seit knapp 20 Jahren hier. Man spürt, dass unsere Nachbarschaft etwas Gewachsenes ist, eine gewachsene Gemeinschaft von Menschen, die hier ihr Leben verbringen - und zwar den wichtigsten Teil des Lebens, denn der vollzieht sich im Privaten.

Ich bemerke jede Veränderung, weil ich jeden Morgen um sechs oder sieben Uhr hier draußen herumturne und mich zum Laufen fertig mache und dann natürlich sehe, wer sich wann und wie bewegt. Aber die bisher wichtigste Veränderung, solange wir hier sind, ist eigentlich die, dass Eltern Großeltern werden und wir uns sehr intensiv darüber austauschen, was aus unseren Kindern und jetzt auch aus den Enkelkindern geworden ist.

Das Leben ist viel zu kostbar, um es mit kleinlichen Konflikten, von denen man gelegentlich hört, sogenannten Nachbarschaftskonflikten, zu belasten. Auf die Idee käme ich gar nicht. Und so leben wir hier relativ offen miteinander, ohne dass wir uns gegenseitig auf die Nerven fallen.

Wolfgang Clement war Ministerpräsident des Landes Nordrhein-Westfalen (1998-2002) und Bundesminister für Wirtschaft und Arbeit (2002-2005). Clement ist Vater von fünf Kindern.

Hans-Olaf Henkel

Wettbewerbsfähig wird man durch was? Ganz einfach: durch Wettbewerb. Meine persönliche Lebenserfahrung in der Wirtschaft, in der Politik, aber auch in der Kultur ist, dass der Wettbewerb zwischen kleineren Einheiten immer zu einem stärkeren Ganzen führt. Das heißt also, auch die gute Nachbarschaft sollte einen guten, fairen Wettbewerb nicht ausschalten dürfen.

Wenn ich die Globalisierung als ein System verstehe, das auch Ideale um die Welt bringt, dann sehe ich zurzeit durchaus ein Konkurrenzmodell in der Welt, und das ist der Islam. Ich wohne in Berlin-Mitte, einer sehr lebendigen, sehr lauten Gegend. Und ich lebe hier direkt im Brennpunkt, in der Mitte dieser Schnittpunkte. Aber eigentlich handelt es sich um ein globales Thema: Gerade hier in dieser Gegend, in der sehr viele Türken wohnen, stelle ich immer wieder fest, dass es zwischen dem Islam und unseren Werten zu Konflikten kommt. Ich sehe es ja in meiner unmittelbaren Nachbarschaft, dass die Globalisierung uns ein tolles Angebot an kulturellen Möglichkeiten gibt, die wir früher gar nicht hatten.

Ich entdecke durch das Zusammentreffen von unterschiedlichen Kulturen auch das Entstehen neuer Kulturen. Wenn man in einer bestimmten Gegend wohnt, dann sollte man sich auch mit dieser identifizieren, sonst wohnt man in der falschen Gegend. Und ich glaube, wenn man Nachbarschaft so praktiziert, dann ist damit sowohl Freiheit als auch gute Nachbarschaft ganz gut definiert.

Hans-Olaf Henkel war Vorsitzender der Geschäftsführung von IBM Deutschland (1987-1993), BDI-Vorsitzender (1995-2000) und Präsident der Leibniz-Gemeinschaft (2001-2005). Mitglied mehrerer Aufsichtsräte (u. a. Bayer AG, Continental AG, Daimler Luft- und RaumfahrtAG, Ringier AG). Henkel ist Vater von vier Kindern.

Hellmuth Karasek

"So legt euch denn, ihr Brüder, in Gottes Namen nieder; kalt ist der Abendhauch. Verschon uns, Gott, mit Strafen, und lass uns ruhig schlafen, und unsern kranken Nachbarn auch." (aus: Der Mond ist aufgegangen, Matthias Claudius)

Nachbarschaft ist eine der engsten Beziehungen — und zwar eine, die man sich normalerweise nicht aussucht. Nachbarschaften ergeben sich. Und da kann es sehr schnell dazu kommen, dass man sich auf die Nerven geht. Man weiß, dass sich Professoren in Italien, in der Toskana, gegenseitig umgebracht haben, weil der Ast über den Gartenzaun hing und nicht beseitigt wurde.

Jede menschliche Beziehung hat immer eine sehr gute und im Extremfall auch eine sehr gefährliche Seite. Ich war in Amerika Professor und dort gibt es den Begriff "to neighbour" - das heißt, sich um seine Nachbarn kümmern. "Ach, Sie liegen mit Fieber im Bett. Kann ich Ihnen vom Supermarkt etwas mitbringen?" Lauter solche Sachen. Das ist die eine Seite.

Aber: "Ha! Ich glaube, der hat eine Freundin. Der schließt sich da immer ein und die Tür ist zu und die Rollläden sind runter." Das ist die andere Seite.

Nähe ist auch Gefahr. Es gibt etwas, das ganz wunderbar ist: eine sympathische Distanz. Denn jede Nähe führt irgendwann zu etwas, was man mit Nähe nicht erreichen will. Deshalb haben französische Ehepaare in guten Jahrhunderten einander gesiezt, damit nichts Schlimmes passiert.

Hellmuth Karasek ist Literaturkritiker, Autor und Professor für Theaterwissenschaft. Viele Jahre lang ständiger Teilnehmer der ZDF-Sendung "Das Literarische Quartett". Mitglied des P.E.N.-Zentrums Deutschland und der Akademie der Künste in Frankfurt und Hamburg. Karasek ist Vater von vier Kindern

Ildiko von Kürthy

Ich liebe meine Nachbarn, kenne sie aber kaum. Viereinhalb Jahre wohne ich nun hier in meiner Lieblingsstadt Hamburg.

Ich weiß, welche Fernsehprogramme mein Nachbar zur Rechten gerne anschaut. Ich weiß, dass meine Nachbarin zur Straße hin dreimal die Woche joggen geht. Das sehe ich. Dann kriege ich ein schlechtes Gewissen und gehe auch joggen. Aber das war es bereits. So viel bekommt man nicht voneinander mit.

So jedoch ist es, wie ich finde, in vielerlei Hinsicht. Wenn man in seinem Alltag, in seiner Wohnung angekommen ist und seine Rituale und eine kleine Familie hat, dann nimmt das bereits sehr viel Zeit in Anspruch. Da bedürfte es einer Entscheidung, einer zusätzlichen Aktivität, zu sagen: Wir laden die Nachbarn ein. Man hat ja auch noch Freunde, die man in der Regel vernachlässigt, man hat eine Familie, die man in der Regel ebenfalls vernachlässigt, und dann sind es natürlich die Nachbarn, die man am ehesten und mit einem am wenigsten schlechten Gewissen vernachlässigen kann.

Ich glaube, dass ich - anders als mein Mann - eine größere Sehnsucht nach einer innigen Nachbarschaft habe, aber wir sind leider beide gleich faul.

Ich bin aber auch, so denke ich, eine angenehme Nachbarin. Ich bin z.B. nicht gerne laut, wenn ich weiß, dass es jemanden stört. Es hat sich, glaube ich, noch nie jemand über mich beschwert. Ich bin ein braves Mädchen und eine brave Nachbarin.

Ildiko von Kürthy ist Journalistin und derzeit die am meisten verkaufende deutschsprachige Schriftstellerin. Die Gesamtauflage ihrer Bücher beträgt mehr als fünf Millionen. Ihre Romane wurden in rund 30 Sprachen übersetzt. Von Kürthy ist Mutter von zwei Kindern.

Christoph Metzelder

Dem Westfalen sagt man ja nach, dass er stets an seiner Scholle hängt. Wie oft habe ich unseren Nachbarn nach dem Schlüssel gefragt, wenn meine Eltern gerade nicht da waren und ich nicht ins Haus kam. Das sind Dinge, die eigentlich selbstverständlich sind, aber in unserer Gesellschaft immer mehr verloren gehen: dass man diesen Bezugspunkt hat und damit letztendlich auch die Hilfe von Leuten, die um einen herum wohnen. Ich persönlich habe das immer als toll empfunden.

Das hier ist mein erster Verein gewesen. Mit sechs Jahren habe ich schon hier angefangen - freilich nicht auf diesem Platz, der ist relativ neu, damals waren die Plätze noch etwas schlechter. Ich habe hier sieben, acht Jahre gespielt, und gerade deswegen eine besondere Beziehung zu diesem Verein entwickelt. Als er vor ein paar Jahren finanziell in Schieflage geraten ist, habe ich mich bereit erklärt, erst mal kurzfristig zu helfen. Mittlerweile ist daraus ein Projekt entstanden, das, glaube ich, zum einen wirklich ambitioniert ist und zum anderen auch einzigartig in Deutschland. Es ist der Versuch, einem klassischen Sportverein, also einem Bezirksligisten mit den typischen strukturellen Problemen - schlechte Plätze, Trainersituation schwierig, keine gute Ausrüstung - behutsam zu Profibedingungen zu verhelfen.

Es gibt ja im Grunde genommen immer zwei Ebenen; dazu gehört auch die erweiterte Nachbarschaft. Gerade in einer kleineren Stadt ist diese relativ groß. Es ist immer schön, Nachbarn und Bekannte wiederzusehen. Ich habe hier meine früheren Schulkollegen oder ehemaligen Mitspieler, die auch in unmittelbarer Nähe wohnen, und entweder gibt man sich Bescheid, dass man da ist, oder sie sehen, dass ich zu Hause bin, und dann trifft man sich. Das ist ja das Schöne: zurückzukommen und Leute um sich zu haben, die man seit Ewigkeiten kennt. Hier bin ich wirklich kein Exot mehr. Dass ich der Fußballspieler Christoph Metzelder bin, ist ok, aber das interessiert hier in Haltern eigentlich keinen.

Christoph Metzelder ist Fußballspieler (Verteidiger). Deutscher Meister 2001/02 mit Borussia Dortmund. Vize-Weltmeister 2002 in Südkorea und Japan. Europas U-ZI-Fußballer des Jahres 2002. WM—Dritter 2006 in Deutschland. Spanischer Meister 2008 mit Real Madrid. Im März 2007 gründete er die Christoph—Metzelder-Stiftung "Zukunft Jugend".

Wolfgang Niedecken

Ich bin ja in Köln aufgewachsen, und hier in einer Nachbarschaft, in der die erste Sprache Kölsch war. Insofern hat mich dieses Viertel natürlich beeinflusst und auch seine Spuren hinterlassen.

Mein Vater ist im 2. Weltkrieg hier ans Severinstor gekommen und hat geguckt, wo die meistens Leute hergehen, und danach einfach dieses Ladenlokal besetzt. Mein Vater war also sozusagen Hausbesetzer und hat sich dann dort seinen Laden eingerichtet. Das Haus gehörte Gott sei Dank der Pfarrei - und die hat's ihm dann verkauft.

Die Kölner Severinstraße ist gewachsen. Und dieses Gewachsene muss man ganz behutsam behandeln. Wenn man dies in früherer Zeit gekannt hat — das war hier eher wie ein Dorf. Umso schlimmer ist es, dass dieses Dorf durch den U-Bahn-Bau so sehr in Mitleidenschaft gezogen worden ist. Das Viertel befindet sich im Moment in einem Zustand, wo man nur die Luft anhält. Und wenn man dann diese Straße einmal rauf und runter geht und sich die Fassaden anschaut und sieht, welche Geschäfte und Ramschläden hier mittlerweile geparkt sind: Das berührt schon und macht einen ein bisschen traurig.

Und trotzdem existiert diese gewachsene Grundstruktur noch. Hier ist eine Grundsubstanz vorhanden, die sperrig ist. Hier sind auch sperrige Menschen, die sagen: Nein, damit finden wir uns nicht ab. Da müssen die Leute schon eng zusammenhalten.

"Wenn ich su ahn ming Heimat denke un sinn dä Dom su vüür mir stonn, möösch ich direk ob Heim ahn schwenke, ich möösch zo Fooss noh Kölle jonn."

["Wenn ich an meine Heimat denke und sehe den Dom so vor mir stehen, möchte ich mich direkt in Richtung Heimat wenden, ich möchte zu Fuß nach Köln gehen." Inoffizielle Hymne der Kölner, Text: Willi Ostermann (1876—1936)]

Wolfgang Niedecken ist Sänger, Musiker und bildender Künstler. Er gründete Ende der 1970er Jahre die Kölsch-Rock-Band "BAP". 1992 einer der Initiatoren des Kölner "Arsch huh, Zäng ussenander"-Konzerts gegen Rassismus und Fremdenhass. Seit 2004 Botschafter der Hilfsaktion "Gemeinsam für Afrika". Niedecken ist Vater von vier Kindern aus zwei Ehen.

Denis Scheck

Ich fürchte, ich bin der typische Deutsche - insofern als ich meine Nachbarn überhaupt nicht mag. Ich mag sie nicht sehen, ich mag sie nicht riechen, aber vor allen Dingen mag ich sie nicht hören. Denn das Robert-Gernhardt'sche 11. Gebot ist für mich das überhaupt wichtigste: Du sollst nicht lärmen!

Das liegt an meinem Beruf und an dem, was ich am liebsten mache: lesen. Nachdem ich einige Male umgezogen bin, habe ich für mich, zumindest in der jetzigen Lebenssituation, entschieden, dass ich am besten mit meiner Umwelt auskomme, indem ich in der Hausgemeinschaft jedenfalls so wenig wie möglich rede.

Wir sind ja in einer interessanten Situation, insofern als sich mit Beginn des 21. Jahrhunderts Nachbarschaft neu definieren lässt: durch die Virtualität, durch die Medien. Ich kann mir meine Nachbarn auswählen - über Facebook, über Internetgemeinschaften, über Blogs usw.: Ich kreiere mir meine virtuelle Nachbarschaft.

Im Grunde genommen ist das Versprechen der Literatur von Beginn an nichts anderes gewesen: Du musst nicht mit den Langweilern, mit denen du zufälligerweise zusammen wohnst, vorlieb nehmen. Nein, du kannst hier die 2000 verlockenden Stimmen, wie sie gefangen und transportiert sind in den Büchern, leben - und so kannst du auch Gemeinschaft halten.

Man kann im Internet wunderbar den Verstand verlieren. Man kann auch in unseren Städten den Verstand verlieren. Aber man würde doch gelegentlich am liebsten mal das ein oder andere Haus in die Luft jagen, so sehr kann man sich gestört fühlen durch die anderen. Denn wir wissen aus der Literatur: Die Hölle, das sind die anderen.

Denis Scheck ist Literaturkritiker und Kulturjournalist. Seit 1997 Literaturredakteur im Deutschlandfunk. Seit 2003 Moderator des Büchermagazins "Druckfrisch".

Thorsten Schröder

Ich glaube, ich bin ein toller Nachbar. Das bilde ich mir jedenfalls ein. Fragen Sie jetzt besser nicht, warum...

Ich finde unsere Nachbarschaft hervorragend - es gefällt mir eigentlich sehr gut hier im Hause. Aber es ist eben doch nicht alles eitel Sonnenschein und Friede, Freude, Eierkuchen.

Das sind so die kleinen blöden Geschichten, die dann tatsächlich mal passieren, zum Beispiel dass die Zeitung geklaut wird. Also, es war eine Samstagsausgabe. Zwei Zeitungen habe ich im Abonnement und die sind am Wochenende natürlich ziemlich dick. Es passt nur eine Zeitung in den Briefkasten und die andere liegt dann auf dem Boden. Und von dieser auf dem Boden liegenden dachte offenbar ein Nachbar: Nun gut, wenn sie dort liegt, dann gehört sie niemandem. Tolle Idee. Der hat also die Zeitung mitgenommen. Keine Ahnung, wer das war, ich habe nur gesehen, dass sie fehlte. Habe dann unten einen Zettel angehängt mit der Bitte, mir meine Zeitung zurückzugeben, da ich sie doch bitte lesen möchte. Tatsächlich war dann zwei Stunden später die Zeitung wieder da.

Ich habe mich sehr gefreut und fand es toll, dass der Nachbar, der diese Zeitung — warum auch immer — mitgenommen hat, sie tatsächlich zurückgibt. Super! Ich habe sie dann also gelesen und dabei gemerkt, dass der Wirtschaftsteil, der mich ja durchaus auch interessiert, nicht dabei war.

Also habe ich dann erneut einen Zettel geschrieben und auch darum gebeten. Erstmal natürlich gedankt: Toll, danke für die Rückgabe der Zeitung - aber auch der Wirtschaftsteil würde mich interessieren, auch den hätte ich gerne zurück. Und siehe da: Zwei Stunden später, als ich dann wieder hinunterging, war auch der Wirtschaftsteil wieder da. Das fand ich hervorragend. Natürlich erstmal doof, dass die Zeitung weg war. Aber dann, auf Aufruf wieder zurückgekommen, nur ein bisschen zerlesen. Immerhin: Alle Teile, die ich haben wollte, waren drin. Von daher war das alles in Ordnung

Wir leben ja hier auf engem Raum zusammen und laufen uns auch ständig über den Weg. Da ist es schön, wenn man ein einigermaßen passables Verhältnis zu den Nachbarn hat. Dafür haben wir zu viel miteinander zu tun.

Thorsten Schröder ist Journalist und Moderator. Seit 2000 Sprecher der ARD-Tagesschau.

Esther Schweins

Was auch immer man braucht. es gibt für fast alles irgendeinen Nachbarn, der einem helfen kann. Also: Nachbarschaft fängt immer da an, wo man jemanden neben sich, hinter sich, vor sich hat - und zeitlich würde ich sagen, ab einer Minute ist Nachbarschaft schon geschrieben.

Wenn ich ins Flugzeug steige, habe ich einen Sitznachbarn, mit dem ich anderthalb bis zwei oder drei Stunden oder sogar länger verbringen muss. Da kann man froh sein und sich glücklich schätzen, wenn der einem auch sympathisch ist und angenehm riecht. Es ist vielleicht einfacher, an Menschen interessiert zu sein und sich Geschichten anzuhören oder sich austauschen — ich erzähle ja auch durchaus meine Geschichten -, wenn man weiß. dass es zeitlich begrenzt ist: Man muss sich nicht auf Jahre verbinden und miteinander auskommen. Darin liegt natürlich der Reiz der Wanderschaft oder des Nomadisierens.

Ich glaube, ich bin in den letzten 20 Jahren 22 Mal umgezogen, habe aber lustigerweise kein Problem damit. Wo immer ich meine Tasche abstelle, wo immer ich bin, kann ich mich auch zu Hause fühlen. Das hat, glaube ich, etwas mit dem Gefühl seiner selbst zu tun, wie sehr man bei sich selbst zu Hause ist.

Da gibt es eine sehr schöne Geschichte von Meryl Streep. Sie war in Berlin unterwegs und ein Freund von mir hörte, wie jemand sie ansprach: Aren't you Meryl Streep? Und sie sagte: Yes, normally, but not today. Man muss allerdings gar nicht prominent sein, um dieses Gefühl zu kennen, dass man manchmal einfach nicht bereit ist, mit jemandem in Kontakt zu treten.

Esther Schweins ist Schauspielerin und Komödiantin, die durch ihre Auftritte bei der Fernsehsendung "RTL Samstag Nacht" bekannt wurde. Sie engagiert sich für die Tsunami-Opfer in Sri Lanka. Schweins ist Mutter von zwei Kindern.

Danielle und Helmut Thoma

Helmut Thoma: Na ja, die Nachbarschaft. Also wissen Sie - ich bin von der Ausbildung her Jurist. Nachbarschaft heißt wirklich "in unmittelbarer Umgebung". Höchstwahrscheinlich werden die meisten über uns sagen: Ja, keine Beschwerden, also keine laute Musik…

Danielle Thoma: Nein, wir beiden sind ein Paar, das dauernd in Bewegung ist.

Helmut: Ich fahre da vorn durch die kleine Allee und grüße freundlich - und das war es dann. Ich komme ja auch gar nicht dazu, ich meine, ich...

Danielle: Du bist in dem Sinne auch gar nicht so oft da. Und bei Dir muss immer alles wahnsinnig schnell gehen, weil Du immer zum nächsten Flugzeug musst.

Helmut: So in etwa... Nein, aber wirklich, da kann ich nicht noch irgendeine Nachbarschaftspflege leisten - ich bin ja schon froh, wenn ich meine Freunde von außerhalb noch hier und da mal herhole, aber mehr geht nicht.

Danielle: Ja, wir sind eigentlich sehr gern hier zu Hause

Helmut: Dieses Haus ist sehr alt.

Danielle: 1716.

Helmut: ... oder 1719, ja, egal.

Danielle: 1719, genau.

Helmut: Das steht unter Denkmalschutz. Und wir haben es halt so eingerichtet, wie es sich im Laufe der Zeit aus Reisen, teilweise auch aus Auktionen oder Sammlungen ergeben hat. Uns gefällt es und wir haben eigentlich zu jedem Stück eine kleine Herkunftsgeschichte.

Danielle: Wir leben also hier mit unseren Museumsstücken und Sammlungen, Sammelleidenschaften meines Mannes. Es ist jetzt aber übrigens auch mehr Kontakt entstanden, weil...

Helmut: ... durch den Hund.

Danielle: Ja, durch den Hund - ich finde das sehr schön.

Helmut: Da hört man ja von Nachbarschaftsstreitigkeiten, mit denen man ganze Sendungen bestreiten könnte.

Danielle: Das wäre eine gute Sendung, gibt es so etwas nicht schon?

Helmut: Nein, nein, das gibt es schon und es funktioniert auch halbwegs. - Wenn ich nur diese Art von Konflikten hätte, so im richtigen Leben, das wäre wunderbar. Also nein, das ist kein Thema.

Danielle: Das ist typisch mein Mann.

Danielle Thoma ist Unternehmerin und eine der erfolgreichsten Charity-Ladies Europas. Helmut Thoma war Direktor des Privatfernsehens von RTLplus in Luxemburg (1984-1986), Sprecher der Geschäftsführung (1986-1991) und alleiniger Geschäftsführer (1991-1998) von RTLplus Deutschland und Medienbeauftragter der Landesregierung von Nordrhein-Westfalen (1998-2002). Thoma ist Vater eines Kindes.

Zitate der Nachbarn

"Das Rezept ist vor allem Toleranz, das ist ganz wichtig. Das Wichtigste eigentlich. Das bedeutet für mich, dass ich hier nicht nur flüstern darf, dass ich nicht immer aufpassen muss, ob mein Hund ab und zu die Klappe aufreißt, was er hin und wieder ganz gerne macht, und ich mir eben keine Gedanken machen muss, dass es dann irgendwie Ärger geben könnte. Dies waren auch meine Ängste, bevor ich hier einzog; aber es funktioniert ganz super. Es gibt so andere Nachbarn, wo ich wahrscheinlich ein bisschen Probleme hätte."

"Wobei ich sage: Wir sind Nachbarn, wir müssen nicht beste Freunde werden. Jeder möchte miteinander gut zusammen leben, meiner Meinung nach sollte man gut miteinander leben können, freundlich sein zueinander, aber auch ganz einfach den Kontakt halten. Dass du den zu dicken Kontakt bekommst, finde ich nicht so toll, denn wenn du irgendwann mal ein Problem miteinander bekommst - was ja in jeder Freundschaft vorkommen kann -, dann wohnst du direkt nebeneinander. Ja, das ist nix."

"Für mich ist das normal, und sobald das Normale anfängt, nicht mehr normal zu sein, wenn ich drüber nachdenken soll, wie gehe ich mit anderen um, dann ist das schon ein wenig unnatürlich und gekünstelt. Das möchte ich eigentlich so nicht, jetzt darüber nachzudenken, wie gehe ich mit dem um oder wie muss ich den nehmen. Dann ist das nicht mehr echt, und sich auf Dauer nicht echt zu verhalten, finde ich unheimlich schwer. Das heißt ja im Endeffekt, dass ich in meinem eigenen Wohngebiet nicht so sein kann, wie ich eigentlich bin."

"Für mich heißt das: leben und leben lassen. Natürlich gibt es immer mal Ärger, aber das ist ja normal. Man braucht auch Abstand. Das hat es ja auch schon gegeben, dass dann welche jeden Tag zusammenhocken und alles zusammen machen, aber nach ein paar Jahren schauen die sich nicht mehr an. Ärger gibt's halt dann doch irgendwann. Da gehe ich es lieber langsam an und behalte die Freundschaften, die ich hier schließe."

"Hier ist mir noch keiner unangenehm aufgefallen, bei dem man sagen würde, mit dem will ich kein Wort reden. Es ist ja auch so: Dies hier ist ein neues Wohngebiet und alle versuchen, sich zusammenzureißen und hier etwas Neues aufzubauen, damit das auch hält und es nicht so ist, dass man hier einzieht, die Nachbarn sind zwar da, aber man hat nichts mit denen zu tun. Entweder du verstehst dich mit denen oder eben nicht. Und hier sind alle neu und alle versuchen, nett zu sein."

"Eine gesunde Distanz. Also nicht zu viel und nicht zu wenig. Ich möchte schon ein gutes Verhältnis haben, aber ein Verhältnis, das nicht in meine Intimsphäre reingeht. Einfach ein gesundes nachbarschaftliches Verhältnis, wo man sich unterhält, wo man, wenn es Probleme gibt, auch Probleme löst, wo man sich auch mal gegenseitig hilft. Für mich ist Nachbarschaft auch Hilfe, das umfasst es eben auch - dass ich mir mal was pumpen kann oder dass man mich fragen kann, ob ich mal was machen kann. Wie zum Beispiel: Ich gehe morgen in den Urlaub, ob man den Rasen mitspritzen kann ... Dies beinhaltet Nachbarschaft für mich auch, aber eben so, dass ich immer noch einen eigenen Intimbereich habe."

"Mit Freundlichkeit kommt man schon zurecht. Verständnis, Freundlichkeit und vor allem positives Denken ist uns wichtig. Wir haben auch positiv gedacht: Hoffentlich zieht jemand Nettes neben uns ein. So muss man leben, anders funktioniert es nicht. Wenn man gleichzeitig zu viele Ansprüche stellt, dann erfüllen sie sich einfach nicht. Wenn man sagt, ich will einen guten Nachbarn haben, ich will Ruhe usw. haben, dann erfüllen sich diese Ansprüche auf jeden Fall nicht. Wenn man nur für sich sein möchte, sollte man sich kein Reihenhaus kaufen, das muss man schon ganz klar sehen."

"Das ist die andere Variante, die es auch geben kann, dass man es nicht schafft, an einem Tisch zu sitzen und gemeinsam zu einem Ergebnis zu kommen. Das ist dann schade, aber das ist eben auch möglich. Es gibt eben Entscheidungen, die der eine richtig und der andere falsch findet. Letzten Endes war es aber eine demokratische Entscheidung und das muss auch der mittragen, der immer noch meint, es ist falsch. Dies ist eine geübte Demokratie, die wir hier hautnah in Dingen erleben, die uns selbst angehen, nicht in Brüssel oder in Berlin, sondern eben hier. Das ist ein schönes Stück Arbeit, die man auch an sich selbst leisten muss."

"Ich denke manchmal, wenn wir hier rausgucken: Es ist wie auf dem Campingplatz, man kriegt halt alles mit, man sieht, wer kommt und wer vorbeiläuft. Es ist halt, wie wenn Sie aus dem Zelt rausgehen und stehen dann vor dem Nachbarn. Es ist so, dass wir von Anfang an gesagt haben: Okay, wir müssen es fertig kriegen, dass wir alle in ein Boot kommen, und zwar die ganze Häuserreihe. Wir haben uns mit den anderen auch so zusammengefunden, dass wir uns wirklich verstehen. Das sieht man ja auch daran, dass wir die Außenanlage in relativer Harmonie zustande gebracht haben, dass wir das gleiche Konzept gefunden haben, dass jeder seine Möglichkeiten auch eingebracht hat: Der eine konnte das ein bisschen kostengünstiger bekommen, der nächste kannte jemanden, der das machen kann und, und, und. Die einen haben die Garage zur Verfügung gestellt und so hat eben jeder etwas geleistet, um das ganze Projekt hier voranzutreiben."

"Ich bin ein grundlegend offener und freundlicher Mensch, alles andere ergibt sich einfach, ich habe da keine bestimmte Nachbarschaftsphilosophie. Es ist doch so: Man mietet Nachbarn mit, man kauft Nachbarn mit, man kommt nicht darum herum, in einer Gemeinschaft zu leben. Man macht sich da zwar nicht zwangsläufig gemein, aber als grundlegend offener Mensch geht man gut miteinander um, von daher wäre es für mich persönlich schlimm, wenn ich meine eigene Wohnsituation davon abhängig machen würde, wer mit mir als Nachbar wohnt. Aber man möchte natürlich hier nicht sitzen und der eine guckt dem anderen beim Essen auf den Teller, beispielsweise. Man muss nicht sein ganzes Leben teilen, man will auch mal im Garten und trotzdem für sich sein."

"Wenn man das da drüben sieht, mit diesen Zäunen: Das hat für mich stärker etwas mit Isolation zu tun. Das heißt: So, dieses ist mein Revier, da will ich sonst niemanden haben. Wenn dieses Verständnis da ist, diese Akzeptanz, dann kann man auch einen Freiraum haben. Ich habe da kein Problem, wenn wir im Garten sitzen und dann auch einmal ein Kind hier rüberläuft, ich brauche keinen Zaun, um zu sagen, das ist mir und ich will hier leben. Wenn allerdings hier immer Pendelverkehr wäre, dann kann man ja darüber reden, da muss ich keinen Zaun bauen. Da kann man sagen: Och, wir wollen mal für uns alleine sein. Das ist kein Problem, das ist nur eine Frage der Kommunikation, da kann man drüber reden. Aber dass man da einen Zaun bauen muss, das halte ich nicht für nötig. Ich habe am Anfang gedacht, das hier bleibt alles offen."

"Nachbarschaft ist eine schöne Sache und auch zwingend erforderlich, aber trotz einer intensiven Beziehung braucht man trotzdem den Raum, wohin man sich zurückziehen kann, auch für sich alleine ist. Klar, man lebt in der Gemeinschaft mit und nimmt daran teil, aber es darf nicht so sein, dass es zwingend ist. Das muss immer noch so sein, dass es Spaß macht. Wenn es dann zu eng wird, wenn das Ganze also zwingend wird, dann tritt der Spaßfaktor mehr in den Hintergrund. Das ist ein Geben und Nehmen, das heißt also, auch der Nachbar muss das verstehen, dass man sich dann zurückzieht und auch mal nicht teilnimmt und beim nächsten Mal wieder dabei ist. Das gehört da genauso dazu."

Wenn jeder so wäre wie ich ... I Christiane Florin

Lydia D. aus Duisburg kippt das Nudelwasser in den Gulli vor ihrer Haustür. Im Schutz der Dämmerung. Kein Nachbar soll fragen: "Was ist los? Haben Sie für so was keinen Ausguss im Haus?" Niemand von nebenan soll mit einem Pümpel anrücken. Ihre Spüle hat Frau D. so zugemüllt, dass nicht einmal Wasser einen Weg findet. Ekelfasziniert fährt die Kamera über gammelige Töpfe und biologisch befallene Schwämme, die kein blankes Nirosta erahnen lassen. Die alleinerziehende Mutter dreier Kinder hat ein Fernsehteam in ihr Messie-Haus gelassen. Die Fernen dürfen sehen, was den Nahen verborgen bleiben soll.

Ein Extrembeispiel. Doch Lydia D. inszeniert besonders verhaltensauffällig, was auch in aufgeräumteren Kreisen gilt: Gerade die Nächsten müssen auf Abstand gehalten werden. Nachbarn sind Gratwanderer und Nachbarschaft bedeutet, die Grenze zwischen Nähe und Distanz, drinnen und draußen, meins und deins permanent auszuhandeln.

"Jeder hat das Recht auf die freie Entfaltung seiner Persönlichkeit, soweit er nicht die Rechte anderer verletzt und nicht gegen die verfassungsmäßige Ordnung oder das Sittengesetz verstößt", heißt es in Artikel 2, Absatz 1 des Grundgesetzes. Wohnen ist staatstragend, auch ohne Deutschlandflagge am Balkon. Es verlangt täglich mehrfach die Entscheidung "Bis hierhin und nicht weiter", Freiheit oder Zaun. Nachbarn leisten, um es protestantisch zu formulieren, harte Verfassungsarbeit.

Diejenigen, die täglich an uns vorbeigehen, geht nicht alles etwas an. Sie schauen zu uns herüber, deshalb sehen wir zu, zumindest nach außen ihrem Bild von uns ähnlich zu werden. Wir malen uns aus, was sich bei ihnen abspielt, und wir spielen ihnen Theater vor. Die Hausgemeinschaft ist - anders als die Community im Netz - Augenzeuge unseres Tuns: Vor dem PC zu sitzen und den Stand der eigenen Cellulitis per Facebook detailliert der Welt mitzuteilen, wirkt wie ein privater, fast intimer Akt, als gebe es kein Publikum. Wer aber die Haustür hinter sich lässt, um zum Anti-Orangenhaut-Training aufzubrechen, fühlt sich öffentlich, spielt eine Rolle, setzt Masken auf. "Wo geht die denn wieder so aufgebrezelt hin?", grübelt die füllige Meier aus dem zweiten Stock. "Sieht ja ganz appetitlich aus", denkt Parterren-Paul. "Hoffentlich lässt sie nicht wieder ihre Turnschuhe vor der Tür stehen", unkt seine Gattin. Ganz gleich, ob wir die Menschen von nebenan mögen oder nicht: Es wäre schön, wenn sie dem Alltagsdrama, das wir für sie in Hausflur und Vorgarten aufführen, Glauben schenkten. "Das waren doch immer so nette Leute", sollen sie fassungslos in die RTL-"Explosiv"-Mikrofone sagen, nachdem sich in unseren vier Wänden eine Familientragödie mit vier Toten ereignet hat.

Im richtigen Leben bleiben die Leichen lange im Keller. Dass Verstorbene selten acht Monate unbemerkt in Wohnung 512 verwesen,

ist nicht der Fürsorge aus Wohnung 513 zu verdanken, sondern dem Notrufknöpfchen, das diverse Hilfsdienste alten Alleinstehenden ans Handgelenk binden. "Nächst den Personen deiner Familie bist du am ehesten deinen Nachbarn und Hausgenossen Rat, Tat und Hilfe schuldig", verfügte einst die oberste Benimminstanz, Adolf von Knigge. Mit der positiven sozialen Kontrolle im Nahbereich ist es offenkundig mehr als 200 Jahre später selbst in Dörfern und Kleinstädten so wenig weit her, dass die Bundeskanzlerin sich genötigt sieht, eine "Kultur des Hinsehens" zu fordern. Der letzte Dienstag im Mai wurde zum "Europäischen Tag der Nachbarschaft" erklärt. Internationale Tage werden meistens für Anliegen eingerichtet, deren Stunde nicht schlägt. Es gibt einen "Tag des Buches", weil nicht mehr gelesen wird, einen für

die Lehrer, weil niemand mehr Pauker sein will, und eben einen für die Meiers und Müllers rechts und links, weil die gefühlte Anonymität zunimmt.

In der Fantasie der Künstler hingegen lebt die nachbarschaftliche Neugier weiter, hier werden die Leichen im wörtlichen wie im übertragenen Sinne ans Licht gezerrt. Literaten und Filmemacher hegen und pflegen das Wechselspiel aus Voyeurismus und Ignoranz. Auf überschaubarer Quadratmeterzahl offenbart sich der Mikrokosmos der Gesellschaft. In seinem Roman "Das Aquarium" zum Beispiel erzählt der Schriftsteller Thommie Bayer vom Spanner Barry. Der Tontechniker sitzt seit einem Unfall im Rollstuhl. Um Zeit und Leere zu vertreiben, beobachtet er mit dem Fernglas die ebenfalls gelähmte June im Haus vis-a-vis. Per E-Mail treten die beiden in Kontakt, verlieben sich, aber das Gesagte hält den Fernglaserkenntnissen nur bedingt stand. Der Blick von gegenüber, so die Moral von der Geschichte, zerstört auf lange Sicht alle Lebenslügen. Die Story erinnert an Hitchcocks Klassiker "Das Fenster zum Hof". Auch der Thrillerspezialist hat seinen Helden mit Rollstuhl und Fernglas ausstaffiert, allerdings wird die Leiche sehr konkret. Der Fotograf Jeff entdeckt eines Nachts, wie sich Modeschmuckvertreter Thorwald vom Appartement gegenüber seiner bettlägerigen Frau entledigt. Der Voyeur wird zum Aufklärer, der für die Wahrheit sein Leben riskiert. Gewiss würde Angela Merkel seine "Kultur des Hinsehens" preisen.

Die Schriftstellerin Sibylle Mulot schließlich hat einen Roman "Nachbarn" genannt, in dem nicht nur eine individuelle, sondern eine nationale Lebenslüge auffliegt. In der fiktiven französischen Kleinstadt Parisey, in der jeder jeden kennt, aber manches nicht so genau wissen will, soll der Bürgermeister das Kreuz der Ehrenlegion bekommen. Der hatte in der Schlussphase des Zweiten Weltkrieges im Namen der Resistance einen Familienvater töten lassen, der als Kollaborateur denunziert worden war. Vierzig Jahre später stellt der Nachbar der Tochter des Erschossenen die Schuldfrage neu.

Der nahe, rätselhafte Mensch hat jedoch auch angenehme, todesferne Seiten. Das unbeschriebene Blatt taugt als Projektionsfläche für quicklebendige Männer- wie Frauenfantasien. Hat nicht der scheue Schlaks mit der "taz" im Briefkasten viel zartere Hände als der eigene Gemahl? Wäre es nicht viel schöner, jetzt der verschwiegenen Blonden aus dem Souterrain gegenüberzusitzen als der dauerredenden Dauerfreundin? Mit den Zeilen "Ich weiß nicht, wo sie hingeht, woran es liegen kann, sie hat wohl ihre Gründe und es geht mich auch nichts an, ... es ist schwer, ich leb nicht mehr Tür an Tür mit Alice", macht sich Schlagersänger Howard Carpendale einen Reim auf all die verpassten Chancen im Treppenhaus. Die Herzensdame in Griffweite - und doch so unerreichbar.

Im Jahre 2007 wechselten gut 12 Prozent der deutschen Haushalte den Wohnsitz, 1990 waren es kaum mehr als sieben von hundert. Die meisten Umzügler sind zwischen zwanzig und vierzig Jahre alt, diese Generation Flex kann weder auf einen lebenslangen Job bauen noch auf eine Ehe, die erst der Tod scheidet. Für sie kommt allenfalls eine Lebensabschnittsimmobilie infrage. Wer dauernd Umzugskisten packt, erwartet in der neuen Wohnung keinen Empfang mit Brot und Salz. Umso wichtiger wird es jedoch, die seltenen Momente steinerner Sesshaftigkeit zu zelebrieren. Eigenheimbesitzer setzen daher ein weithin sichtbares Zeichen, wenn sie es gut und ernst meinen mit der Benimmregel des alten Knigge. Genauer: ein Rauchzeichen. Das Haus ist kaum bezugsfertig, das Klingelschild "Hier leben, lieben, streiten sich Bettina, Klaus, Alexander und Leonie" noch nicht montiert, da qualmt auf der lückenhaft geplatteten Terrasse der Neubausiedlung schon

der Grill. Die Emission signalisiert den Bewohnern der angrenzenden Territorien: "Wir im Matsch gehören zusammen." Noch stehen keine Zäune, noch sehen alle Häuser und Gärten

gleich aus. Man ist schnell per Du. Große Steaks und kleine Kinder verbinden. Ein bisschen Nostalgie schmort auch mit: "Geh raus, spielen", "komm rein, essen", durchs offene Fenster gerufen - wie früher. Während der Nachwuchs in Nachbars Garten klettert, bauen Papa und Mama weiter am Nest.

Ist aber erst einmal der Schlamm dem Rollrasen gewichen, verfliegt auch der Zauber des Anfangs. Das Gartenleben teilt sich in Aktiv- und Passivgriller, und wo Rauch ist, wittern die Nicht-Eingeladenen krebserregendes Fett im Feuer. Das große Hallo des Neubeginns stellt ein noch größerer Sichtschutz in den Schatten. Es wird Zeit für Individualität inmitten von Standardzuschnitt und Einheitsfliesen: Was der Baumarkt an Briefkästen, Gartenhäuschen und Terrakottatöpfen hergibt, untermauert den Anspruch auf ein unverwechselbares Leben im leicht verwechselbaren Objekt. Das Wir-Gefühl weicht dem Gedanken "Wenn alle so wären wie ich, wäre alles gut".

99 Prozent der Fernsehserien, die das Wort "Nachbar" im Titel tragen, inszenieren den Vorgarten als Vorhölle. Zwischen Lavendel und Buchsbaum schießen die allerniedrigsten Gefühlsgewächse in unzulässige Höhen: Neid, Geiz, Hochmut, Rachsucht, Faulheit, Wollust, Zorn

Selbst der Frömmste, so behauptet zumindest das bekannteste Sprichwort zum Thema, kann nicht in Frieden leben, wenn die Todsünden in unzulässiger Höhe über seinen Zaun wuchern. Nur wenige leben als Eremiten einsam auf Bergeshöhen und haben ausschließlich den Allerhöchsten zum Nächsten. Wir sind alle Nachbarn, irgendwie. Dennoch sind Nachbarn immer die anderen, die vom Grundstück nebenan, aus der Wohnung oben, unten, rechts, links. Wir sind die Mitte - aber die anderen das Maß. Mit Zollstock, Schallpegelmesser und Stoppuhr prüfen sie, ob die Mauer auf der Grenze steht, der Rasenmäher randaliert und der Hund die vorgesehenen Bellzeiten einhält.

Justitia lebt von den wuchernden Todsünden: Exakt 10.517 Verfahren zwischen Astbeseitigung und Zusatzgeschoss beschäftigten die deutschen Amtsgerichte im Jahre 2007. Juristen mit Prädikatsexamen müssen sich über existenzielle Fragen der menschlichen Koexistenz beugen: Sind den Schneiders Gartenzwerge zumutbar, die das Hinterteil gezielt in ihre Richtung entblößen? Dürfen brünftige Mieter kurz vor dem Höhepunkt mit der Lautstärke des Wagnerschen Walkürenritts "Yippie" rufen? Das Amtsgericht Grünstadt ordnete an, die obszönen Zwerge zu entfernen, die Kollegen in Warendorf verdonnerten die Liebenden zu "Sex in Zimmerlautstärke".

Stefan Raab trieb die ausgewachsene Lust am Zwist vor einigen Jahren auf die Spitze, besser: auf die Chart-Spitze. Im September 1999 hatte TV-Richterin Barbara Salesch darüber zu befinden, ob der Knallerbsenstrauch von Gerd T. aus Auerbach den Zaun von Regina Z. ruinierte. Die Klage wurde abgewiesen, aber Raab flocht den im zornigsten Sächsisch dahingezischten "Moschendrohtzaon" in die mediale Verwertungskette. Die Mauer war zwar gefallen, nun aber trennte der Maschendraht. Regina Z. war nicht nur die böse Nachbarin, die nach dem Kalten Krieg keinen Frieden gibt. Sie war die von drüben, die aus der Zaunzone, die Jammer-Ossi, sie gab den unerfüllten deutsch-deutschen Versprechen ihr Gesicht. Die blühenden Landschaften - ein Knallerbsenstrauch.

Das Internet schaltet mittlerweile vor die juristische eine digitale Triebabfuhr. Kommunikation 2.0 bedeutet, monatelang mit Frau Schmitz- Piepenkötter von Haus Nr. 20 nicht mehr zu reden, aber für alle Welt lesbar auf "rottenneighbor.com" oder "nachbarzv.de" über doppel namige Emanzen mit Kurzhaarschnitt und miefendem Komposthaufen zu spotten. Nachbarn führen die

Läster-Liste an: Gut 16 Prozent der Deutschen geben gegenüber Demoskopen zu Protokoll, am liebsten über sie vom Leder zu ziehen; Kollegen und Verwandte landen auf den hinteren Plätzen. Im globalen Dorf stehen viele rote Häuschen, in denen angeblich Ekelpakete wohnen, und wenige grüne für die netten Leute. Das Digitalvillage klatscht, lästert, denunziert fast wie das analoge Kaff. Mit einem entscheidenden Unterschied: Die Häuschen haben keinen namentlich bekannten Bauherrn, nur der Bewohner taucht mit Namen und Adresse auf.

Die Niedertracht im Netz ist feige, ein analog ausgetragener Streit hingegen fordert den ganzen Mann. Wer die Studenten in der oberen Wohnung, die tagsüber die Anlage aufdrehen, zur Hausordnung ruft, fühlt sich mächtig. Doch der Triumph währt nur kurz. Danach fühlt man sich mächtig alt. Wenn das "Ich will meine Ruhe!" aus der eigenen Kehle ertönt, ist die Jugend endgültig vorbei. Nachbarn sind immer erwachsen. Kindernachbarn gibt es nicht, und Nachbarskinder wollen nur spielen. Ein Parfumhersteller behauptet in seinem Spot, sein Duft "separates the men from the boys". Doch kein Duft von Welt kann den Reifeprozess so vorantreiben wie ein mit Inbrunst ausgestoßener Ruhe-Ruf im eigenen kleinen Bohnerwachs-Kosmos. Der Schrei ist es, der die Jungs von den Männern trennt: Jungs reißen Löcher in den Zaun, um mit den Leons von nebenan Krach schlagen zu können. Männer dagegen markieren mit Löwengebrüll ihr Revier. Der Herr im Haus

kann durch die Kraft des Wortes auch in einer Welt der antibakteriellen Müllbeutel beweisen, dass er - frei nach Schiller - fürs feindliche Leben da draußen taugt.

Den Helden trennt nur eine dünne Wand von der Witzfigur. Einer der am weitesten verbreiteten Nachbar-Witze blamiert einen Herrn Müller: Die Müllers können nachts nicht schlafen, weil der Hund im Garten des Nachbarn kläfft. Ganz Mann, springt er auf und ruft: "Ich geh jetzt runter und kläre das." Als er nach einer Weile zurückkommt, fragt ihn seine Frau: "Und, was hast du gemacht7" "Ich habe den Hund in unseren Garten gebracht, die da drüben sollen mal sehen, wie das ist, wenn bei den Nachbarn der Hund kläfft!"

Hänschen, das zum Prozesshansel wird, macht sich lächerlich. Etwa 10.000 Verfahren pro Jahr - das heißt auch: Die Mehrheit der 80 Millionen Nachbarn kommt ohne Richter aus. Glaubt man einer Umfrage, die das Internet-Portal "meine-nachbarschaft.de" beim Meinungsforschungsinstitut Innofact in Auftrag gab, übertreiben Fernsehserien maßlos. 83 Prozent der Befragten mögen ihre Nachbarn im Großen und Ganzen, besonders Senioren wissen die Nächsten zu schätzen. Mehr als zwei Drittel aller Teilnehmer bekundeten, der Nachbar habe zuletzt die Post für den anderen angenommen. Ein Drittel gießt die Blumen oder leert den Briefkasten während der Urlaubszeit. In einer anderen Befragung sagten ganze zwei Prozent der Deutschen, sie hätten gelegentlich Streit mit den Leuten von nebenan. Der Partner dagegen bringt fast fünfzig Prozent zur Weißglut - und den hat man sich, im Unterschied zum Mitmieter, selbst ausgesucht.

Allerdings blüht trotz aller demoskopischen Bekundungen eines sozial erwünschten Vertrauensverhältnisses das Geschäft mit dem Misstrauen. Der moderne Wohnungssuchende hat sich vieles bei der zeitgemäßen Partnerrecherche abgeschaut. 3 Zimmer, Küche, Bad, Balkon, 60 m2, 500 Euro kalt - dieser Annoncentext sagt ihm zu wenig. Er zoomt sich mit "Google Earth" ans Objekt der Begierde und schaut auf den einschlägigen Denunziations-Seiten nach, bevor er durchs Viertel radelt. "Rottenneighbor" und "nachbarzv" dienen nicht nur dazu, Dampf abzulassen. Sie haben auch einen materiellen Zweck: Sie sollen Immobilienkunden Auskunft darüber geben, ob ein Straßenzug als gut gelten kann. Denn die Wohngegend entscheidet nicht allein übers Wohlempfinden, sondern über Kreditwürdigkeit und Karriereaussichten. Das falsche Viertel, die falsche Schule, der falsche Umgang - gerade in

einer Gesellschaft, in der die Angst grassiert, irreversible Fehler zu machen, darf Nachbarschaft kein Schicksal mehr sein.

Der Mensch von nebenan soll zu unserer Erlebniswelt passen. Tatsächlich kauft er wie wir die Kleider bei einem schwedischen Modeimperium und den Kleiderschrank in einem schwedischen Möbelhaus, er steht an der Spüle, wenn auch wir gerade die Pfanne schrubben. Uns trennen nur feine Unterschiede, gerade die aber sind - der französische Soziologen-Nachbar Pierre Bourdieu lässt grüßen - entscheidend dafür, wem wir freundlich "Guten Tag" und wen wir zum Mond wünschen. Der Blick nach rechts, links, oben, unten, gegenüber zwingt zum permanenten Vergleich. Die Kirschen in Nachbars Garten sind süßer, sein Rollrasen grüner, der Kombi auf der Kiesauffahrt älter, sein Grill hat weniger Feuer, seine Freundin aber wahrscheinlich mehr als unsere. "Es kann der Frömmste nicht in Frieden leben, wenn ihm die schöne Nachbarin gefällt", kalauerte Schlagersänger Roland Kaiser in den Achtzigern auf dem Höhepunkt der Nachrüstungsdebatte.

Der Rheinländer hat diese Gruppendynamik in ein Verb gekleidet - "nopere jonn", also "nachbarn gehen", sagen Menschen, die dieses Dialekts noch mächtig sind. Das Wort klingt nach jenen idyllischen Zeiten des vergangenen Jahrhunderts, als erwachsene Frauen zu Kathrinchen, Hannchen und Gretchen verkleinert wurden. Kathrinchen kam damals in der Kittelschürze mal eben auf ein gutes Tässchen Kaffee zu Gretchen herein. Die beiden verspeisten trotz Diabetes reichlich Plätzchen, sie seufzten den neuesten Todesfällen nach, bevor sie den eigenen Blutzucker- und Cholesterin-Spiegel verglichen. Zwischen zwei Bissen entging Kathrinchen nicht, dass die Madonna auf dem Schrank Staub angesetzt hatte. "Dat Gretchen könnte auch mal putzen", würde sie Hannchen von gegenüber erzählen, sobald die ihr über den Weglief. Aber selbstverständlich half Kathrinchen am nächsten Tag aus, wenn Gretchen zum Plätzchenbacken zu wenig Zucker im Haus hatte. "Nopere jonn" meint mehr als nur besuchen, aber weniger als befreundet sein, weniger als auskundschaften, aber mehr als nur vorbeischauen. "Nachbarn gehen" heißt, sich über innere Werte und äußeres Erscheinungsbild zu verständigen.

Heute nimmt die Nachbarschaft auf den Bierbänken beim Straßenfest Platz, damals durfte sie auf die Eckbank. Kathrinchen kam ins Haus, Katharina bleibt draußen. Erst wenn die einen in Urlaub sind, dürfen die anderen zu ihnen hinein, um die Yucca-Palme zu gießen. Die aus derselben Straße oder dem gleichen Haus bleiben jedoch, was sie schon immer waren: Rivalen. Die Autobahnerfinder belächeln die Holländer, die mit ihren Caravans die rechte Spur blockieren. Tatsächlich erkennt der Deutsche seine eigene Spießigkeit, wenn er im Rückspiegel angewidert auf die transportable Polstergarnitur des kleinen Nachbarn blickt. Wir brauchen die Trennwand zu Lydia von nebenan, damit wir nicht sehen, wie sehr sie uns ähnlich sieht. Wenn alle so wären wie ich ... Sie sind fast so.

Weitsichtige Zeitgenossen lassen sich vom Sichtschutz nicht irritieren. Der Freizeitforscher Horst W. Opaschowski prognostizierte kürzlich ein Comeback der guten Nachbarn, ein Ende der Ichling-Gesellschaft. Die Deutschen sehnten sich nach einer Gemeinschaft auf Gegenseitigkeit, behauptet der Experte. Nachbarschaft nennt er in einem Atemzug mit Freunden und Familie. Dabei gehen wir mit Nachbarn nicht - wie mit besten Freunden - durch dick und dünn. Nachbarschaft hält zu dünne Wände und zu dicke Bäume kaum aus. Comeback ja, aber sie sollen bitte nur dann kommen, wenn es uns passt. Nachbarn sind keine Kumpel, sie sind aber tatsächlich so etwas wie moderne Ehepartner. Die Liebe hält, wie die Beziehung zur Lebensabschnittsimmobilie, auch nicht mehr ein Leben lang, aber der Romantik tut die Statistik keinen

Abbruch. je mehr Ehen schon nach wenigen Jahren scheitern, desto lauter drehen diejenigen, die sich noch vor den Altar trauen, den Song "I will always love you" auf. "Ich bin doch nicht wie alle", heißt das frei übersetzt.

Je wilder die Gartenzaunkämpfe in den Medien toben, desto üppiger sprießen die Träume von guter Nachbarschaft im richtigen Leben. Auch wenn die anderen nicht ganz genauso sind wie ich: Da sein - noch besser: für mich da sein - sollten sie schon. Als Netz oder wenigstens als Netzwerk. Wir müssen diesen Nächsten nicht lieben. Wir müssen ihn brauchen wollen.

Der Alltag europäischer Städte ist heute gezeichnet von einer Vielfalt der Kulturen, Religionen und Milieus. Neben neuen räumlichen Ordnungen, zunehmender Mobilität und einer Heterogenität der gegenwärtigen Stadt lässt sich ein Trend zu einer neuen Unübersichtlichkeit beobachten. Die Lebensformen sind weniger linear gestaltet, sie sind durch Brüche gekennzeichnet. Deshalb wird die Frage virulent, wie sich die Stadtgesellschaft neue Rahmenbedingungen und Regulationsmechanismen geben kann, die heutiger Komplexität und Heterogenität von Urbanität gerecht werden.

Walter Siebel weist in diesem Band darauf hin, dass künftige Nachbarschaften wenig gemein haben werden mit dem Geflecht sozialer und ökonomischer Abhängigkeiten vormoderner dörflicher Nachbarschaften. Wir wollen im Folgenden aus städtebaulicher Perspektive einen Blick darauf werfen, warum das so ist und wie Nachbarschaft als Ressource zukünftiger Stadt aktiviert und gestaltet werden könnte.

Dazu werden wir vier Aspekte aufführen: Zum Ersten wollen wir schlaglichtartig aufzeigen, welche städtebaulichen Entwicklungen der letzten zwei Jahrhunderte zu der aktuellen Situation hinführen. Im zweiten Teil wollen wir aus dem Nachbarschaftsbegriff der griechischen Antike die performative und zwischen lokal und global vermittelnde Dimension von Nachbarschaft aufzeigen. Der dritte Abschnitt ist zwei utopischen Projekten der Nachkriegsmoderne gewidmet, die ganz spezifische Versuche neuer Nachbarschaftskonstruktion darstellen. Im vierten und letzten Teil möchten wir die Fäden zusammenführen zu der Frage nach zukünftiger Nachbarschaft als Relationsgefüge, als Aufspüren von Möglichkeiten im Anerkennen und Aktivieren dessen, was ist.

Ι

Nachbarschaft vs. Stadt?

Nachbar kommt etymologisch von "nahgebur", der "nahe Bauer". Man versteht unter Nachbarn angrenzende oder räumlich nahe wohnende Personen. "Die Gemeinsamkeit des Ortes", sagt Lewis Mumford, "ist vielleicht die ursprünglichste der sozialen Bindungen, und im Gesichtskreis seines Nachbarn leben die einfachsten Formen der Vergesellschaftung."1 Die Art und Weise, Nachbarschaft zu verstehen, leitet sich alsdann von der territorialen Begebenheit nicht nur ab, sie ist sogar deren Bedingung. So sah es auch der Soziologe Ferdinand

Tönnies, der im ausgehenden 19. Jahrhundert mit seinem Schlüsselwerk "Gemeinschaft und Gesellschaft" den Begriff der Nachbarschaft wieder in den Stadtdiskurs einbrachte. Allerdings war dies als Kritik der Stadt gemeint: Nachbarschaft galt für Tönnies als "Gemeinschaft des Ortes", des Dorfes, die sich gegen eine "Gesellschaft" der Stadt abgrenzt. In einer Nachbarschaft sind alle Akteure miteinander vertraut und auf das Kollektiv bezogen, Gesellschaften hingegen bestehen, so Tönnies, aus einander fremden Akteuren, die sich als formal freie Individuen unter dem Primat des Tauschens bewegen. Die Frage der Individualisierung als Grundfrage der Moderne wird in den Gegensatz von Dorf (= Nachbarschaft) und Stadt hineingetragen.

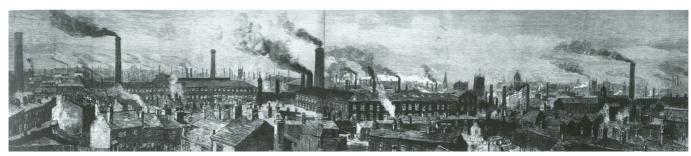


Abb. 1: Panorama Leeds zur Zeit der Industrialisierung, Mitte des 19. Jahrhunderts

Tönnies' Kritik wiederum muss vor dem Hintergrund und den Folgen jener Veränderungen gesehen werden, die mit dem Anwachsen der Bevölkerung, der steigenden Industrieproduktion und der Mechanisierung der Produktion Mitte des 18. jahrhunderts in England einsetzte. Diese Mechanismen haben nachfolgend die Besiedlung in Europa quantitativ und qualitativ tief greifend verändert. Stadterweiterungen in der sogenannten Peripherie bestanden zunächst nicht aus wohldurchdachten, im Voraus geplanten Stadterweiterungen - wie etwa die mittelalterlichen oder die des Barock -, sondern aus einer Vielzahl unabhängig voneinander durchgeführter Initiativen. Es entstand ein ungeordnetes Nebeneinander von Stadtteilen mit Luxusbauten, Armenvierteln, Fabriken, Lagerhäusern und technischen Anlagen. Im Zusammenspiel von privaten und öffentlichen Interessen und deren Umsetzung verdichteten sich die Städte als Ergebnis einer von Spekulation getragenen Entwicklung. Friedrich Engels hat diese Widersprüche am Beispiel Manchesters eindrucksvoll beschrieben2: "Fassen wir das Resultat unsrer Wanderung durch diese Gegenden zusammen, so müssen wir sagen, dass dreihundertfünfzigtausend Arbeiter von Manchester und seinen Vorstädten fast alle in schlechten, feuchten und schmutzigen Cottages wohnen, dass die Straßen, die sie einnehmen, meist in dem schlechtesten und unreinsten Zustande sich befinden und ohne alle Rücksicht auf Ventilation, bloß mit Rücksicht auf den dem Erbauer zufließenden Gewinn angelegt worden sind - mit einem Wort, dass in den Arbeiterwohnungen von Manchester keine Reinlichkeit, keine Bequemlichkeit, also auch keine Häuslichkeit möglich ist. - Draußen, jenseits dieses Gürtels, wohnt die höhere und mittlere Bourgeoisie - die mittlere in regelmäßigen Straßen in der Nähe der Arbeiterviertel, namentlich in Chorlton und den tiefer liegenden Gegenden von Cheetham Hill, die höhere in den entfernteren villenartigen Gartenhäusern von Chorlton und Ardwick oder auf den luftigen Höhen von Cheetham Hill, Broughton und Pendleton - in einer freien, gesunden Landluft, in prächtigen, beguemen Wohnungen, an denen halbstündlich oder viertelstündlich die nach der Stadt fahrenden Omnibusse vorbeikommen."

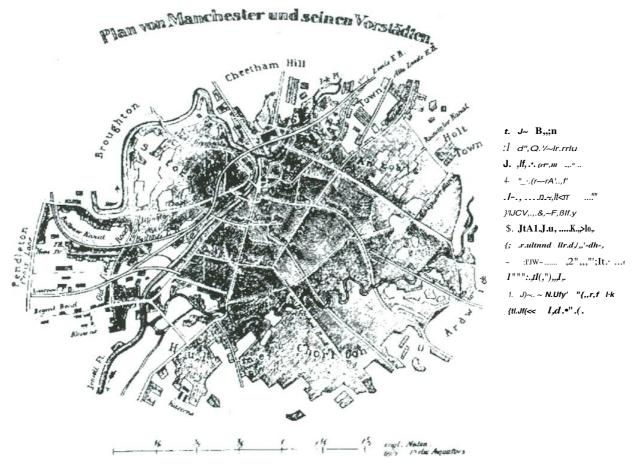


Abb. 2: Manchester zur Zeit der Industrialisierung, Mitte des 19. Jahrhunderts (Karte, die Friedrich Engels für seinen Text "Lage der arbeitenden Klasse in England" heranzog)

Als Reaktion auf die unhaltbaren Zustände in den Städten entstehen bereits 1820 erste Siedlungsutopien, wie sie etwa von den Protagonisten Owen, Fourier oder Cabet u. a. vorgestellt werden. Ihre Entwürfe für Siedlungsformen zwischen Land und Stadt versuchen. landwirtschaftliche und industrielle Tätigkeit miteinander zu verbinden; später entwickeln sich aus diesen Konzepten die paternalistischen Arbeitersiedlungen englischer Industriedörfer und der Arbeiterkolonien in Deutschland. Von England ausgehend fand die Gartenstadtidee Howards zwar auch in Deutschland ihre Umsetzungen, wie etwa in der Gründung der Gartenstadt Hellerau bei Dresden oder der Gartenstadt Karlsruhe. Deren wohnungs- und sozialreformerisches Anliegen, einen neuen Typus durchgrünter, in Dichte und Ausdehnung begrenzter Idealstädte dörflicher Nachbarschaft zu gründen, konnte zwar in keinster Weise den akuten Wohnungsnotstand in den Städten auffangen, bildet jedoch im Verlangen einer neuen Einheit von Stadt und Land eine Grundlage der fortgesetzten Entwicklungen städtebaulicher Leitbilder. Dietmar Reinborn bemerkt, dass es, trotz aller sozial-utopistischen Motivation, genau dieser städtebauliche Rückschritt in frühindustrielle Stadtfluchtkonzepte war, der "den ideologischen Boden für eine städtebauliche Machtergreifung der Nationalsozialisten "3 und deren "völkisch" gesinnter Architektur bereitete. Hans Günthers 1934 publiziertes Buch "Verstädterung - Ihre Gefahren für Volk und Staat" ist eines der Hauptwerke dieser ideologischen Stoßrichtung.

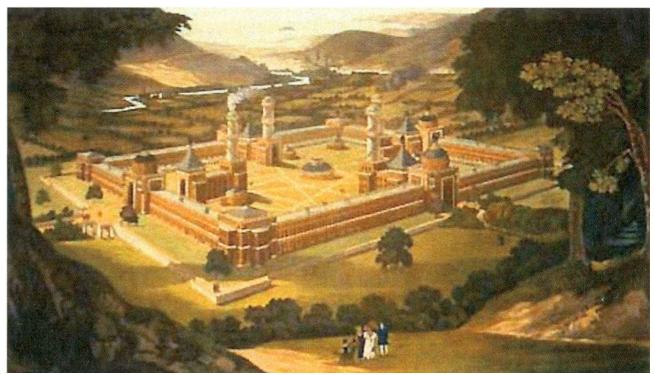


Abb. 3: Robert Owen, New Harmony, View of a community, 1938

Auch das Nachbarschaftsverständnis der Nachkriegszeit lässt sich als Entstädterungsstrategie beschreiben, als Durchdringung von Stadt und Natur sowie als eine typologische Mischung der Bauformen. Für die Städtebauer wurde Nachbarschaft zum Allheilmittel: Als Elementareinheit verstanden, sollte sie sich zu einer organischen Stadtstruktur addieren lassen und Humanität im Städtebau garantieren. Nachbarschaft

als "Gemeinschaft, Geborgenheit, Überschaubarkeit", so der Soziologe Hellmut Klages, sollte das wiederbringen, "was dem Menschen beim überstürzten Exodus aus der 'heilen Welt' seiner ländlichen Herkunftsräume verloren gegangen war"4

Es ist dies ein Gegensatz, der auch heute noch unser Verständnis von Nachbarschaft zu prägen scheint. Unsere Frage ist nun, ob sich Nachbarschaft immer nur in Gegensatz und Abgrenzung zu Stadt begreifen lässt oder ob es ein anderes Denken über diesen Begriff geben kann, der Nachbarschaft auf die urbane Ebene hin erweitert - es wäre die Frage, ob wir Nachbarschaft neu definieren können. Ist es also möglich, Nachbarschaft komplexer zu verstehen, und zwar als Verknüpfung des Lokalen mit dem Globalen? Es wäre dann weiterhin zu fragen: Wie stehen urbane Akteure in Kontakt, wie sind urbane Funktionen vernetzt? Wie ist das Nachbarschaftliche beschaffen?

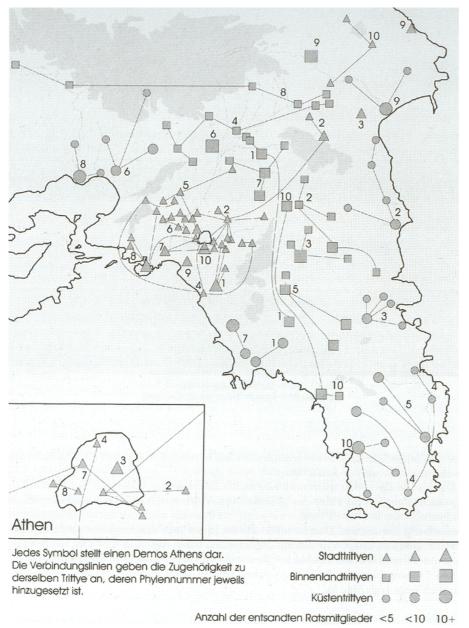


Abb. 4: Athens Demenordnung als regionales urbanes Geflecht

Ш

Metageitnia: Nachbarschaft als Fest zwischen Polis und Oikos

Vielleicht ließe sich aus der klassischen Antike Griechenlands eine Neubestimmung des Nachbarschaftsbegriffs ableiten. Winfried Schmitz' wichtige Studie "Nachbarschaft und Dorfgemeinschaft im archaischen und klassischen Griechenland", die grundlegende ethische Konzepte

der griechischen Antike sozialgeschichtlich an der Frage der Nachbarschaft aufzeigt, könnte hierfür den Weg weisen. Schmitz stellt fest, dass die Griechen Nachbarschaft nicht als Gegenpol zur Stadt dachten, vielmehr war Nachbarschaft für sie struktureller Ansatz, um auf unterschiedlichen Maßstabsebenen die Komplexität kollektiver Identitäten und den jeweiligen situativen Identifikationsbezug der unterschiedlichen Erscheinungsformen der Polisgemeinschaft zu organisieren. Bei dieser Betrachtung ist es für uns jedoch wesentlich, auf

die urbane Dimension der Polis hinzuweisen. Peter Funke hat unlängst überzeugend dargestellt, dass die Polis Athen sich als Region ausbreitete und "ungefähr den Umfang des heutigen Luxemburg hatte ... Zum Polisterritorium zählte eben nicht nur die Stadt Athen, sondern ganz Attika"

Das stadträumliche Gefüge Athens setzte sich aus mehr als 100 Landgemeinden (Demen) zusammen, die innerhalb des urbanen Gefüges unterschiedlichste lokale Interessen artikulierten und die Polis in eine Vielfalt urbaner Siedlungsformen gliederten.

Wie funktionierte diese urbane Konstellation? Die antike Stadt basierte auf einem System, das zwischen der nach innen zentrierten Hausgemeinschaft (Oikos) und der Stadtgemeinschaft (Polis) des Öffentlichen unterschied. Der Oikos war die wirtschaftliche und soziale Einheit, deren Lebensgrundlage Land und Vieh waren. Schmitz geht davon aus, dass "im frühen Athen mit geitna nicht der unmittelbar angrenzende Nachbar, sondern der in eine Gruppe von Nachbarn eingebundene Bauer gemeint ist",6 Nachbarschaft ist in diesem Sinne also eher sozial denn territorial zu verstehen; für die Polis wiederum ordnet Nachbarschaft die Gesamtheit der Hausgemeinschaften. Das heißt, zwischen den als klar umschreibbar angenommenen Einheiten von Oikos und Polis nimmt die Nachbarschaft eine Funktion als "intermediäre soziale Einrichtung" ein. Für das Zusammenleben ist der Nachbar ("geiton") also wichtiger als die Verwandtschaft. Zu ihm kann man in symmetrischer Beziehung von Gleich zu Gleich oder in asymmetrischer Beziehung, also durch Abhängigkeiten in Form von Bittleihe und Bittarbeit geprägt, stehen. Zentral steht in diesem Geflecht, so Schmitz, die Forderung nach Solidarität unter Nachbarn.

Interessant ist dabei die Erkenntnis, dass die archaischen Poleis des 6. Jahrhunderts, besonders Athen, weniger von der aristokratischen Schicht als durch die freien Bauern geprägt waren. Ihre prekäre wirtschaftliche Situation war eine Grundbedingung der sozialen Ordnung, die Nachbarschaft als Grundlage von Gemeinschaft verstand. Die Polis bestand aus einem relationalen Geflecht von Dorfgemeinschaften,

das die soziale Kohärenz der Stadt sicherte.7 Schmitz zeigt in diesem Kontext auf, wie sich der historische Wandel von Oikos und Dorf zur Polis vollzieht: Aus älteren

Verwandtschaftsbeziehungen verdichten sich Nachbarschaftsbeziehungen hin zur Ausbildung überlokaler Sozialbeziehungen. So gehen aus der bäuerlichen Nachbarschaft des archaischen Griechenland die informellen Siedlungen in die formellen Einheiten, die Demoi über, der Begriff des Nachbarn ("geiton") wandelt sich zum politischen Begriff des Demoten. Die Demenordnung beschreibt Athen in 139 Teilgemeinden, sichert auf diese Art und Weise eine relative Geschlossenheit der Siedlungsstrukturen und lässt dennoch Differenz und Heterogenität zu: Jede Teilgemeinde hat ihre eigenen Kulte und Feste.

Wir fragen uns nun, wie die Griechen den Raum der Nachbarschaft gestalten, in dem weniger das Territorium als die soziale Beziehung

der städtischen Gemeinschaft im Vordergrund steht. Aus heutiger Sicht könnten wir mit Deleuze sagen: Die Griechen deterritorialisieren den Nachbarschaftsbegriff, um ihn zu erweitern. Zum einen lösen sie Nachbarschaft vom Territorium, indem sie die Dörfer als Stadtnetz begreifen, und zum anderen mit dem Fest Metageitnia 8 als performatives Ereignis. Beide Elemente bleiben aber nicht im Unbestimmten, sondern werden in der Polis sozusagen "gerahmt" oder, anders gesagt, reterritorialisiert.

Metageitnia setzt sich zusammen aus meta und geitnia. Meta bedeutet "zwischen, unter, inmitten". In Zusammenhang mit anderen Wörtern impliziert es meist einen Übergang zwischen

Orten oder Zuständen. Metageitnia spricht also davon, neue Nachbarn zu haben, Nachbarn zu wechseln. Metageitnia ist somit ein Fest der Nachbarschaft, der Neugründung eines Dorfes oder der Beginn eines neuen Kalenderzyklus. Gerade weil es ein Fest ist, kann es eine größere Gemeinschaft einschließen und auch in der Polis einen Rang einnehmen. Der auf Metageitnia folgende Monat trägt den Namen "Boedromion", was so viel heißt wie "Zuhilfeeilen", zielt also auf die der Nachbarschaft innewohnende Solidarität, das Ausüben von Nachbarschaft als gemeinschaftliches Phänomen. Zwischen Oikos, Dorfgemeinschaft und Polis entspannt sich so ein Netz, in dem sich lokale Einheit und Vergemeinschaftung mit politischer Geschichte durchdringen.

Wir fassen zusammen: In der griechischen Klassik meint Nachbar nicht mehr den Angrenzenden, sondern jeden Hausvorstand. Nachbarschaften können wechseln, auch durchziehende Handwerker können Teil der Nachbarschaft sein. Eine solche Nachbarschaft als soziale Performativität (aus dem Handeln entstehend) ist konstitutiver Bestandteil der Stadtregion, um die Zusammengehörigkeit und Interaktion der städtischen Lebenswelt im Spannungsverhältnis von Polis, rechtsverbindlichen Kriterien und Siedlungsformen zu sichern.9 Die bauliche Form der Organisation, die sich im zeitlichen Verlauf mit den Städten und ihren Nutzern ändert, ist dann weniger Ästhetik, weniger an sich gegebene Ordnung, sondern Teil eines politischen, öffentlichen Diskurses - und umgekehrt: Mit Hannah Arendt lässt sich sagen, dass die performative Dimension erst dann politisch wird, wenn sie "in einer Stadt gesichert ist"10 Das ist überraschend: Nachbarschaft braucht Urbanität, ist aber als Schwellenarbeit immer neu auszuhandeln.

Wie aber ließe sich diese Schwelle heute baulich gestalten oder ermöglichen? Um hier einen Ausblick in die Zukunft zu geben, möchten wir Beispiele aus der jüngeren Architekturgeschichte heranziehen, die an der Schnittstelle von Gemeinschaft und Bauen neue Denkmodelle möglicher Zukunft entwickelt haben.



Abb. 5: Nigel Henderson, Kinder in der Straße, Chisenhole Road, Benthal Green, London, 1951

Ш

Smithsons und Constant: Utopien der Nachbarschaft

Peter und Alison Smithson geben ein Beispiel des Denkens nachbarschaftlicher Urbanität als relationales Gewebe. In dem 1958 publizierten Ideogramm (neben einer Netzzeichnung steht der auf den in dieser Zeit angesagten Cooljazzmusiker bezogene Satz: play Brubeck) wird diese Denkweise plastisch: Es zeigt ihre Auffassung, dass das "Netz der menschlichen Beziehungen einer Konstellation gleicht, mit unterschiedlichen Werten von unterschiedlichen Teilen in einem immens komplizierten Netz, das das System durchkreuzt".11

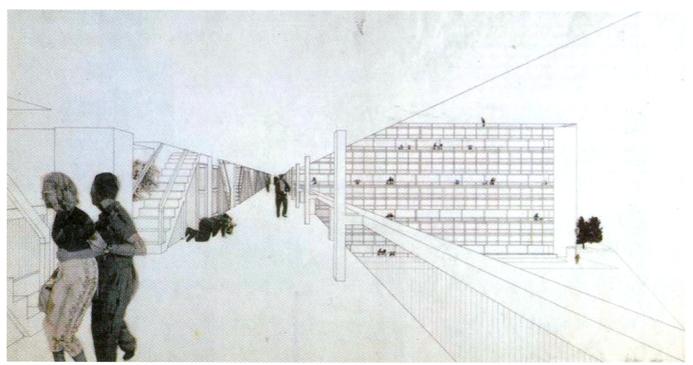


Abb. 6: Alison und Peter Smithson, Golden Lane Housing, Street Deck with supposed Marilyn Monroe and Joe DiMaggio, 1952/53

Wie aber wird das Netz lebendig? Ganz im Zeichen der urbanen Ethnografie der 1960er Jahre, die eine "Echtheit", eine "Authentizität" in den Dörfern der Stadt vermutet, setzen die Smithsons auf die Spontaneität des Handeins in der Straße. Interessanterweise stellen sie in ihrem Vorgehen das Kind in den Vordergrund: In Zusammenarbeit mit dem Fotografen Nigel Henderson untersuchen sie Muster von spielenden Kindern in der Straße. Aus den hierbei gewonnen Erkenntnissen leiten sie den Vorschlag einer freieren Organisation von Stadt ab: 1952 mündet das Ergebnis der Forschungen in den Entwurf des Projekts "Golden Lane Housing". Die hier präsentierte urbane Form der vernetzten, in Clustern organisierten Stadt soll die traditionellen Hierarchien urbaner Ordnung unterlaufen. Der Entwurf kopiert die kreativen Spiele der Kinder nicht eins zu eins, sondern übersetzt sie in ein Muster kontinuierlicher Mobilität. Die Form der Metakritik der Stadt ermöglicht es Alison und Peter Smithson, aus dem konkreten Projekt "Golden Lane Housing" ihre umfassende Idee der "patterns of association" abzuleiten. Es eröffnet sich ein modales Denken, das Variationsparameter wie Haus, Straße, Viertel und City als in einem Rückkoppelungsverhältnis miteinander verschaltet interpretiert. "The street is an extension of the house; in it children learn for the first time of the world outside the family: it is a microcosmic world in which the street games change with the seasons and the hours are reflected in the cycle of street activity." 12

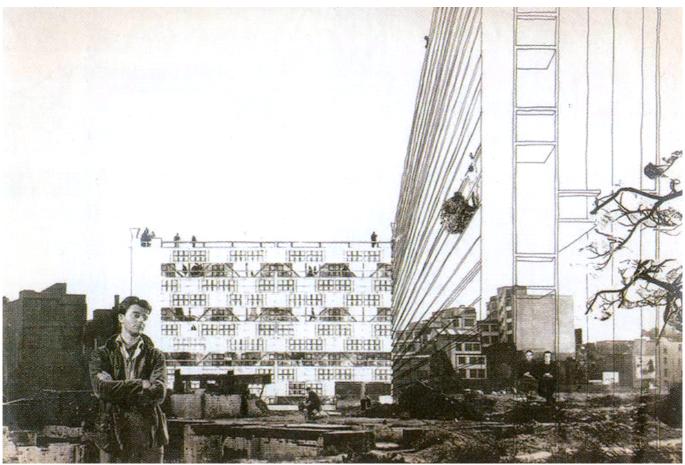
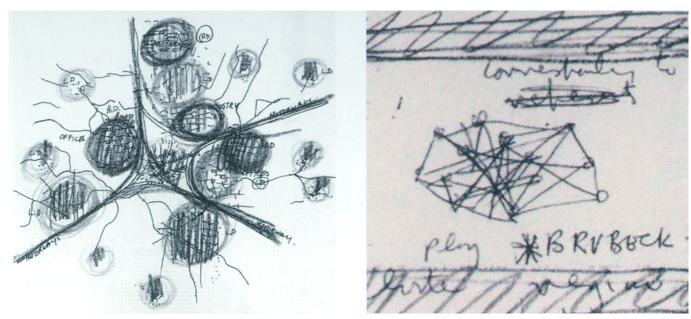


Abb. 7: Alison und Peter Smithson, Golden Lane Housing, Fotomontage, 1952/53

Und: "Die Beziehung zwischen dem Umland und der Stadt, zwischen der Bank und dem Wohnhaus, zwischen der Schule und dem Pub wird bestimmt von der Form, die sie annehmen. Form ist eine aktive Kraft, sie erschafft die Gemeinde, sie ist das sichtbar gemachte Leben."13 Hinter der Vorgehensweise der Smithsons steht eine grundsätzliche Kritik am "funktionalen" Städtebau: Beim IX. CIAM-Kongress in Aix-en- Provence formulieren Peter und Alison Smithson diese an der Doktrin der "funktionellen Stadt", die ihnen als zu "diagrammatisch, formalistisch und legalistisch" 14 erscheint. Sie stellen dieser Konzeption eine städtebauliche Neuorientierung gegenüber, die die "urbane, mannigfaltige Stadt"15 einfordert. Ihre Kritik ist geleitet von der Beobachtung einer zunehmenden Anonymisierung von Gesellschaft. Trotz der romantizistischen Färbung ihrer Postulate erweisen sich die Smithsons als Analytiker einer auseinanderdriftenden Gesellschaft, deren Behausungspraktiken zunehmend an Qualität verlieren. Gerade in ihrem Bezug auf den Alltag wird ein Blick auf jene Koexistenzform frei, die im funktionalistischen Urbanismus als Nebenprodukt ohne Beachtung blieb. Sie fordern deshalb eine aus einer neuen qualitativen Stufe: nicht Architektur als Anordnung im Raum, sondern als Architektur der Beziehungen, die die Menschen befähigt, "mit anderen gleicher Art verbunden zu werden". Für sie ist die architektonische Form "eine aktive Kraft, sie erschafft die Gemeinde, sie ist das sichtbar gemachte Leben".16 Ihre Rolle als Kritiker des Massenwohnungsbaus liegt für Smithsons nicht in der Reformation, sondern in der neuen Formgebung: Es geht ihnen um Architektur, "die aus dem Geflecht des Lebens selbst gemacht ist".17 Grundlage ist eine "Philosophie der Schwelle", wie sie sie nennen, eine ökologische Annäherung an die Frage des sozialen Wohnens. Die formale Gestaltung des Wohnungsbaus soll sowohl einer Gemeinschaft adäquat als auch in der Lage sein, die Gesetze und Verhaltensregeln einer Gemeinschaft "zu beeinflussen und zu erweitern".18



Links, Abb. 8: Alison und Peter Smithson, Clusterdiagramm, 1955

Rechts, Abb. 9: Alison und Peter Smithson, Netzstruktur als Ideogramm (play Brubeck)

Die Smithsons wünschen sich, dass die Bewohner hier partizipatorisch "an der Straßenarchitektur mitwirken". Die Schwellen, die Verbindungsräume haben mehrfach kodierte Funktion: Sie können sowohl als Durchgang als auch als Zugang zu den Gebäuden dienen und gleichzeitig auch Läden beinhalten, Platzfunktion übernehmen. Die Ebene der Cluster wird auf die vorhandene Stadtstruktur projiziert. Es entfaltet sich eine Meta-Stadt: eine Überlagerung, die eine der historischen Stadt analoge Dichte und Komplexität zu erzeugen in der Lage ist. "Golden Lane" steht dennoch für den Versuch, die vertikale Schichtung von Stadt ins Horizontale zu transformieren: "the flat block disappears and verticalliving becomes reality".19

"Die zunehmend traumatisierten Bewohner der Stadt müssen die Gestaltung ihrer Räume selbst in die Hand nehmen und die Schönheit des Lebens wiederentdecken" 20, fordert ein zorniger Constant 1960. Der Architekt und Künstler steht für eine Hinwendung zur kulturell-künstlerischen Deutung der Stadt, die von einer Neuschreibung zu einer metaphorischen Überschreibung des Bestehenden überleitet. Der Ort des strategischen Denkens im Sinne der Mutation und der körperlichen Aneignung von Stadt ist als die komplexe Schnittstelle zwischen utopischen Elementen in der Architektur und dem Metakomplex der Performanz zu lesen.

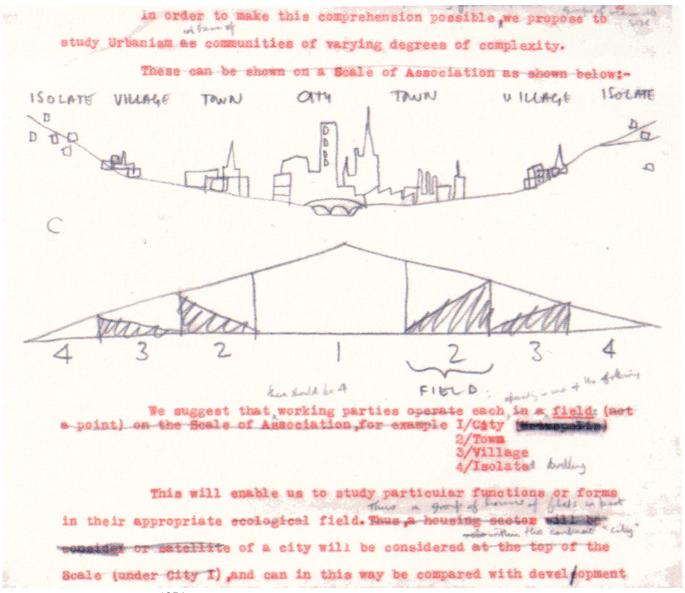


Abb. 10:CIAM, Doorn Manifesto, 1954

Das Konzept der solitären architektonischen Intervention weicht neuen, dezentralen Netzstrukturen, koordinierenden Knotenpunkten, die als Navigationsfolie wirken. Um diese zu strukturieren und zu informieren, verlangt der Künstler Constant mit seinem Projekt "New Babyion" ein übergeordnetes Verständnis von Architektur als diskursiven Prozess. Er wehrt sich dagegen, dass das Phänomen Stadt auf die Allgemeinheiten der Fortbewegung und des Zeichenflusses reduziert wird. Er fordert ein Wissen um die Qualitäten des Ortes und die Motivationen der Beteiligten, um in einer intensiven Recherchearbeit diejenigen "Kriterien" herauszuarbeiten, die es dem prozessualen Projekt ermöglichen, über reinen Formalismus hinauszugehen. Bei dieser Erforschung der Bedingungen, welche die strategische Kapazität des jeweiligen Projektes ausmachen können, wird eine Ebene angestrebt, die sich auch unabhängig von der Architektur selbst positioniert. Ziel ist ein holistisches Konzept: Es geht um den Punkt der Kritik, von welchem aus die Gesamtschau stattfinden und das Ausloten der Kommunikationsstrukturen beginnen kann. Ein Changieren zwischen den Ebenen der Realisierung und der Metaebene des performativen Gesamtkonzepts eines generierenden Prozesses wird im Zusammenhang einer situativen Praxis wichtiger. Durch den spielerischen Umgang mit und durch die modale Übersetzung von Techniken der Architektur samt der ihnen innewohnenden Strategien versuchen die neuen Architekten, ein Instrumentarium für eine

Architektur zu schaffen, das auf einer Metaebene agiert. Peter Sioterdijk beschreibt diese urbanistische Utopie als Versuch, "die faktischen Städte durch buchstäblich metaphorische, das heißt emporgehobene und daraufgesetzte Meta-Städte zu überschreiben",21 das Experiment, zeitliches Nacheinander in ein räumliches Übereinander zu transponieren.

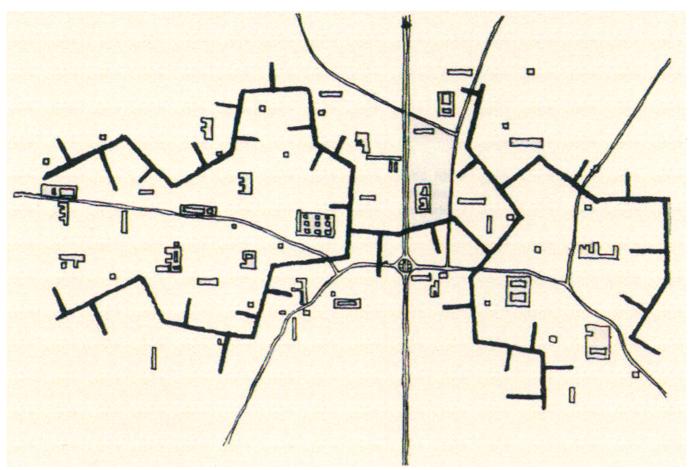


Abb. 11:Alison und Peter Smithson: The city fabric 1

Wurde die Basis der urbanen Großform von den Smithsons als Cluster gedacht, so konzipierte sie Constant als den "Sektor": Nicht als Zimmer oder als Appartement, sondern als "quasi makromolekulare Einheit".22 Stapelung bedeutet nicht mehr hierarchisch-feudale Bewegung nach oben, sondern wird vielmehr horizontal operationalisiert: als Metaebene zum real existierenden, unbrauchbaren urbanen Raum. Baulücke, Sanierung, Blockrand sind Begriffe der Vergangenheit, wenn es darum geht, die Stadt als Universelles neu zu denken - als vertikale Schichtenbildung, die das Historische strukturell hinter sich lässt.

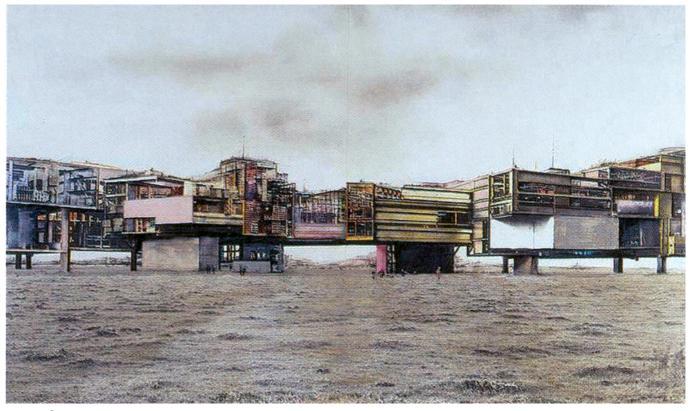


Abb. 12:Constant, View of New Babylonian Sectors, 1971

"New Babyion ist kein Projekt der Stadtplanung, sondern eine Art des Denkens, des Imaginierens, eine Blickweise auf die Dinge und das Leben (...) New Babylon ist die Welt des Homo ludens, die Welt des spielerischen Menschen. Es ist eine Art Gesellschaftsmuster, das den Gedanken permanenter Veränderungen und Transformationen mit einbezieht", resümiert Constant gut dreißig Jahre später. 23 Das Subjekt befreit sich von den hierarchischen Raumstrukturen der europäischen Stadt. Die Neubeschreibung von Raum in den 1950er Jahren durch die Situationistische Internationale als "psychografische Geografie" weist Constant den Weg: Sie orientiert sich nicht an Grundstücksflächen,

sondern an der expressiven, soziokulturellen Performanz der umherschweifenden Flaneure, die alle auch Künstler sind. Aus ihren Aktionen, Happenings, Installationen als "performativer Nachbarschaft" entsteht das Werk des Urbanen. Als urbane Form gleicht sie jener "sozialen Plastik", die Beuys als meta politische Utopie postulierte. In der Stelzenwelt von Constants "New Babyion" kommt das Denken einer performativen Nachbarschaft zu seiner Apotheose. Als Modell eines gelebten relationalen Raums herrscht hier die freie Zirkulation der Bürger: "Unregierbarkeit gilt - die Ära des Materialismus ist abgeschlossen: Die Neubabylonier sind Fluxus-Existenzialisten, die in einer Welt nach der entfremdeten Arbeit leben." 24

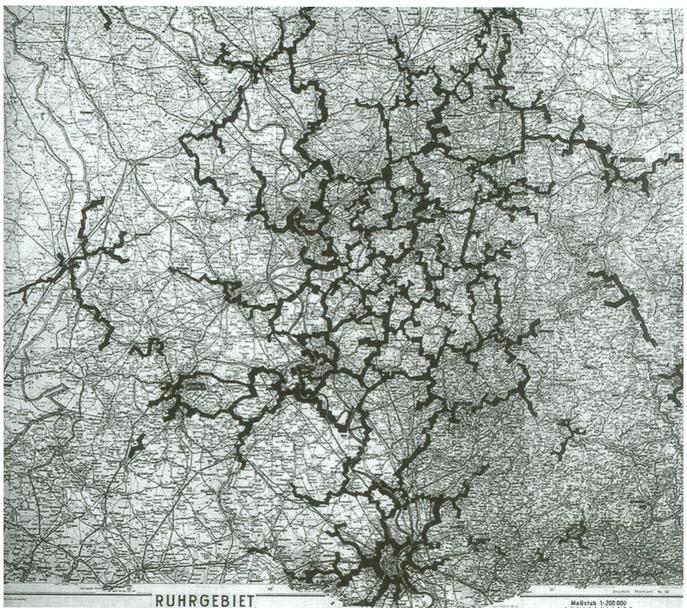


Abb. 13:Constant, New Babylonl Ruhrgebiet (Ruhr Region), 1963

IV

Zusammenführung: Linien ins Jetzt

Fassen wir zusammen: Wenn es unser Anliegen ist, sich nicht einzig darauf zu beschränken, einen Zustand zu beschreiben, sondern auch, diese Erkenntnisse in Handlungsmuster und die konkrete Gestaltung von Raum zu überführen, so könnte uns das stadtregionalräumliche Denken der Griechen und ihr Begriff der Metageitnia weiterhelfen. Metageitnia trägt die Veränderung, das liminale Moment der Schwelle bereits in sich. Dies könnte einen Hinweis darauf in sich tragen, wie Raum in einer zeitgenössischen mobilen Welt beschrieben werden könnte: als relationales Handlungsgeflecht, das sich permanent wandelt.

Von den Smithsons lässt sich lernen, wie man versuchen kann, den urbanistischen Theorien der Moderne einen menschlichen Maßstab zurückzugeben. Aber auch den Smithsons war bewusst, dass dies nur zu Lasten der Stadtebene und deren Nutzungspotenzialen gehen kann, und auch, dass sich der Sinn der Benutzung einer Straße im 6. Stock durchaus von selbst infrage stellt.

Constant gibt uns einen Einblick darin, wie der urbane Raum als gewebeartige Freifläche gedacht werden kann, in der Beziehungen frei eingegangen oder nicht eingegangen werden, Konfrontation stattfindet oder nicht stattfindet. Allerdings steht infrage, wie sich Stadt als atmosphärisches Milieu eines gigantischen Meta-Spielplatzes überhaupt realisieren ließe, jener "Atmosphärenjukebox", wie es der Architekturkritiker Mark Wigley in der Rückschau beschreibt, "die nur von einer völlig revolutionierten Gesellschaft gespielt werden kann".25

Sehen wir uns an, wie die Realität sich heute darstellt: Rem Koolhaas gibt in seiner Studie "Hollocore Ruhrgebiet, 2002" eine ernüchternde Gegenwartsdiagnose. Während Europa lange als die Wiege der Stadt galt, so werde sich die Zukunft der modernen Stadt von nun an in den sogenannten Entwicklungsländern entwickeln. Er bezieht sich dabei auf eine UN-Studie, die voraussagt, dass die Bevölkerung Europas in den nächsten fünfzig Jahren um 13 Prozent schrumpfen wird, während diejenige in Asien im selben Zeitraum um 41 Prozent wachsen wird. Der interessante Punkt, auf den sein Vergleich abzielt, ist die These einer zu erwartenden Parallelität räumlicher Entwicklungen, wie sie etwa in Europa durch Schrumpfungsprozesse, in China durch Wachstum ausgelöst werden. Beispielhaft stellt er die unmittelbare Nachbarschaft eines Reisfeldes und der Hochhäuser im Pearl River Delta den im Verfall befindlichen Relikten industrieller Monostrukturen inmitten des urbanen Gefüges des Ruhrgebiets gegenüber. In beiden Fällen befinde sich die Stadt in einem Zustand zerstreuter Momente von Konzentration und Dichte. Entgegen den kaum mehr zu steuernden Entwicklungen in den Mega-Cities verfiele das urbane Europa in ein Stadium der Entropie: Nicht länger angetrieben von einem immerwährenden Wachstum, drifteten Städte und Gemeinden nun ab in eine Verworrenheit, die mit provinzieller Gleichförmigkeit ein urbanes Vakuum produziere. Ein Vakuum als Nährboden für eine grenzenlose Vielfalt neuer Formen von Urbanität, die jenen Raum besetzt, der überflüssig und frei geworden ist.

Hollocore steht für Koolhaas symbolisch für eine neue Form europäischer Urbanität. Das Szenario einer formlosen Superregion, die zwischen Brüssel, Amsterdam und dem Ruhrgebiet den Niedergang der einstigen Ordnung "europäische Stadt" ausstellt. 32 Mio. Einwohner, 9 Prozent der europäischen Bevölkerung leben hier in Städten und Gemeinden, von denen keine mehr als 1 Mio. Einwohner hat, zwei Drittel leben in Städten mit weniger als 200.000 Einwohnern an Orten, von denen noch niemand gehört hat. Während der letzten Dekaden hat sich die Gesamtbevölkerung nur geringfügig vermindert. Wechselhafte Bewegungen sorgen dafür, dass städtische Dichten zurückgehen. Die etablierten Städte verlieren Bevölkerung, während kleinste bewohnte Areale zunehmen. Im Namen von "Identität" haben sich Stadtzentren reduziert auf ihre historischen Einkaufsstraßen und erscheinen zunehmend dörflich provinziell, eingefroren in einer Zeit, die so nie war. Gleichzeitig füllen sich die Zwischenräume mit einer Mischung aus Geschäfts-, Einkaufs-, Industrie-, Villen-, Büro- oder Brainparks - gesichtslose urbane Materie, eingebettet in massive Umkehrungen von Grün. In Hollocore ist die Stadt zur Leerstelle im Windschatten ihrer eigenen Erweiterung geworden. Alles, was wir bislang als urban erachteten, verliert hier seinen Boden.



Abb. 14: Rem Koolhaas, Hollocore Ruhrgebiet, 2002

Wenn auch Koolhaas mit Hollocore ein Horrorszenario zu entfalten scheint, so zeigt er damit eine Wirklichkeit mitteleuropäischer Agglomerationsräume auf, in der heute immerhin zwei Drittel der Bevölkerung leben. Die Vorstellung von Urbanität, die seit jeher auf der Verdichtung und Überlagerung von Funktionen und Ereignissen gründet, hat sich mit dieser Entwicklung deutlich relativiert. Es sind nicht einzig die global wirksamen ökonomischen und technologischen Kräfte, die zu einer (stadt-)räumlichen und funktionalen Entflechtung geführt haben. Auch eine kontinuierliche Steigerung von Bewegungen führt permanent zu Umschichtungen. Ein Großteil dessen, was geschieht, erweist sich heute als fluktuierend, kurzlebig und vor allem dispers. Zwischen den einzelnen Teilen der Stadt, den Städten untereinander und somit auch zwischen den Menschen selbst, die sie bevölkern, haben sich neue Verhältnisse eingestellt. Die städtischen Lebenswelten haben sich längst mit der einstigen Peripherie zu einer überschäumenden Stadtlandschaft verbunden und stellen sich nun als ein komplexes Gefüge unterschiedlichster, miteinander in Beziehung stehender, autarker, teils autistischer Bausteine dar. Die städtische Wirklichkeit ist zum lesbaren Ausdruck vielfältiger, mitunter gegensätzlicher gesellschaftlicher Ansprüche an die Stadt geworden.

Das gleichzeitige Nebeneinander von Unvereinbarem und Austauschbarem hat vielleicht die Oberfläche einer Stadt ohne Eigenschaften hervorgebracht, in der jedoch - folgt man der Idee

von Musil - das, was ist, nicht wichtiger sein kann, als das, was nicht ist. Zwischen den unterschiedlichen Teilen besteht ein Zusammenhang, der sich - auch wenn er sich dem Blick entzieht - als ein Verhältnis der Möglichkeiten begreifen lässt. "Es ist die Wirklichkeit, welche die Möglichkeiten weckt, und nichts wäre so verkehrt, wie das zu leugnen." 26

Gibt es aber Wege, nicht "zu leugnen" und gleichzeitig konstruktiv mit dem Bestehenden, der nicht mehr zu kaschierenden Unordnung umzugehen? Wenn wir nach aktuellen Beispielen suchen, die die Vorgehensweise der Smithsons auf ihre eigene Art weiterführen, so rückt das französische Architekturbüro Lacaton und Vassal in den Blick. Auch sie gehen in ihren Arbeiten vom kleinteiligen Maßstab, von der einzelnen Situation aus: "identifying elements, forces and energies which are genuinely determining the spatial performance of a given situation".27 Architektur wird verstanden als etwas, das aus einer situativen Bewegung hervorgerufen wird: Erst das Leben, die Aneignung konstituiert

den Raum als Qualität. Lacaton und Vassal versuchen, räumliche Strukturen zu schaffen, die wiederum Aneignung von Raum ermöglichen.

"For us, this is very often not architecture, but the activities that take place in or around it, thanks or despite the architecture." 28

Dieses Credo lässt sich auch an dem Projekt "Place Leon Aucoc" ablesen. 1996 lud die Stadtverwaltung mehrere Architekturbüros ein, Plätze in Bordeaux zu sanieren. Lacaton und Vassal erhielten den Auftrag für den Place Leon Aucoc, einen Platz im Arbeiterbezirk der Stadt. Die Architekten verfolgten ihren spezifischen Ansatz, indem sie Zeit auf dem Platz verbrachten. Mehr nicht. Während sie dies taten, sich also in die Situation selbst hineinbegaben, merkten sie, dass der Platz baulich bereits alles hatte, was man brauchte. Physische Veränderungen erschienen ihnen deshalb nicht angebracht. Stattdessen veranlassten sie ein Regelwerk simpler Instandhaltungsarbeiten, die vernachlässigt worden waren, gerade weil der Platz vorher baulich nicht als "schön" interpretiert wurde. So drehten sie die Situation um: In ihrem Verweis auf die performative Umgangsweise mit dem Platz verbesserten sie dessen Nutzbarkeit, dasjenige, was mit dem Platz gemacht wird, wie

er gebraucht wird, und regten so Nachbarschaft an, aktivierten sie. "Instead we drew up a catalogue of maintenance measures which were strikingly obvious and yet, completely neglected, including regularly cleaning the place of dog excrements in order to make it possible to play the game of petangue on it once again." 29 Der räumliche Mehrwert bemisst sich für Lacaton und Vassal nicht allein in Extraguadratmetern, baulicher Addition, sondern auch in dem hinzugefügten Potenzial an Lebensbewegung, -erfahrung und letztendlich -qualität.30 Entscheidend für sie ist es, aus der einzelnen Intervention heraus eine Textur zu entwickeln, die Wirkkraft der in der Situation angelegten Kräfte so zur Entfaltung zu bringen. Bedeutet das, Stadt nur noch von dem Maßstab Haus aus zu betrachten? Genau das nicht. Es bedeutet lediglich, vom Lokalen aus zu handeln, aber die unterschiedlichsten Maßstäbe des Kontextes mitzudenken, weil erst so die Wirkungen zum Vorschein kommen und genutzt werden können: "For me an intervention is contextual if it succeeds in engaging in a physical exchange with its environment", 31 sagt Jean-Philippe Vassal. Das heißt jedoch nicht, sich vom Kontext abhängig zu machen, sondern im Gegenteil, die ungenutzten Möglichkeiten des Gegebenen nutzbar zu machen. Die Aufgabe des Gestalters liegt dann zuvorderst in der Sichtbarmachung der Potenziale, in dem Aufzeigen dessen, was uns sonst im und als Alltag nicht auffällt, vielleicht weil es uns schon zu selbstverständlich geworden ist oder in unserem Deutungs- bzw. Erwartungshorizont gar nicht vorkommt.

Abschlussbemerkungen

Nachbarschaft als Beziehungsgeflecht, als Ideenraum, als sozial aktivierter Raum kommt also erst durch den Maßstab des Urbanen

als Möglichkeitsraum zustande, aber als Landschaft einzelner Punkte, die Nachbarschaften und damit Situationen kreieren. Wenn wir die Ebenentafel der Smithsons aufgreifen, dann können wir sagen, dass Nachbarschaft, ähnlich wie im Modell der klassischen Antike, heute als Schnittstelle zur nächst größeren Einheit, der Stadt, zu verstehen ist. Was macht diese Schnittstelle aus? In ihr spielen sich die Aktivierungen lokaler Potenziale ab, sie ist sozusagen die vermittelnde Ebene zwischen dem globalen und dem lokalen, zwischen einzelnen Punkten und der Gesamtheit des Urbanen. An der Gestaltung dieser Schnittstelle wird sich die Zukunft der Nachbarschaft entscheiden. Leugnen dessen, was ist, kann kein Mittel mehr sein: Vielmehr wird es um eine Form der Ermöglichungsarchitektur gehen, die Potenziale einer städtischen Situation sichtbar macht und "nachbarschaftlich", also als relationales Gefüge aktivieren hilft. Wir können sagen, dass die Modelle der 1960er Jahre noch von großteiligen Utopien und maximalem Maßstab geprägt waren. Heute wird es - zumindest im mitteleuropäischen Raum solche Mega-Entwürfe vorerst nicht mehr geben, vielmehr werden die Potenziale der Veränderung in kleinteiligen Situationen und Mikropolitiken zu finden sein. Die Stadt ist schließlich bereits gebaut. Von nun an geht es um ihre Transformation und Qualifizierung. An dieser Stelle können wir aus den 1960ern lernen, Nachbarschaften in der Stadt als relational und performativ, sprich: veränderbar, zu denken. Wir können uns diesen Transfer als Suche nach "Urban Hubs" beschreiben, nach Arealen, an denen sich Handlung bündelt und sich den herkömmlichen Lesarten entzieht: Dabei ginge es darum, Zusammenhänge städtischer Nutzung neu zu erschließen. Warum ist dieses Aufspüren der Hubs, der mikropolitischen Orte und ihrer Potenziale wichtig? Ganz einfach: Es gibt oft genug Momente, in denen wir uns fragen, was wir angesichts der komplexen Gemengelage an Interessen, Machtspielen, Winkelzügen in der Politik überhaupt selbst machen können.

Aber entspannen wir uns: Die Vorstellung, was Nachbarschaft sei, wie sie sich gewünscht wird, wandelt sich mit den Protagonisten

der Wünsche. Das heißt nicht, dass sie jetzt keine guten Nachbarn mehr sein wollen, das heißt nicht, dass sie jetzt ihre Identität geändert oder ihre Form verloren hätten, sondern einfach, dass sie sich "transformiert" haben. Deleuze hat diesen Vorgang einmal sehr schön am Beispiel Nietzsches geschildert: Nietzsche war kein Professor der Philologie, der dann krank wurde und seine Identität verlor, vielmehr durchläuft, so Deleuze, das nietzscheanische Subjekt eine Serie von Zuständen und identifiziert die Namen der Geschichte mit diesen Zuständen. Das Subjekt Nietzsche bildet sozusagen neue Nachbarschaften von Situationen, in die es sich hineinbegibt oder die es kreiert und breitet sich sozusagen im Leben aus, sucht das andere in sich. Womit wir bei der ontologischen Grundbedingung von Nachbarschaft wären: Nachbarschaft braucht immer den anderen. Wir können Nachbarschaft nicht alleine erzeugen. Dieser Tatbestand räumt ein, dass zu Nachbarschaft immer auch Unsicherheit gehört: Wir können nicht alles über den anderen wissen, gleichzeitig brauchen wir ihn, um Nachbarschaft bilden zu können - eine Nachbarschaft, die Stadt strukturell zu stärken und auch räumlich zu transformieren sucht.

Literatur und Anmerkungen

- 1 Mumford, Lewis, In the Defense of the Neighbourhood, in: Wheaton, ~Milgram, Meyerson, Urban Housing, New York 1967, S. 115
- 2 Engels, Friedrich, Die Lage der arbeitenden Klasse in England; Marx-Engels-Werke Bd. 2, S. 280
- 3 Reinborn, Dietmar, Städtebau im 19. und 20. Jahrhundert, Stuttgart 1996, S. 147
- 4 Klages, Hellmut, Der Nachbarschaftsgedanke und die nachbarliche Wirklichkeit in der Großstadt, Köln 1958, S. 4/5

- Funke, Peter, Politische und soziale Identitätsformen jenseits der Polis, in: Hölkeskamp et al. (Hrsg.), Sinn (in) der Antike, Mainz 2003, S. 213
- 6 Schmitz, Winfried, Nachbarschaft und Dorfgemeinschaft im archaischen und klassischen Griechenland, Berlin 2004, S. 161
- 7 Die Entleerung dieser Elemente des bäuerlichen Lebens äußerte sich auch in der nun aufkommenden Idealisierung des Bauern.
- Der Ursprung des Festes ist nicht unumstritten. Man geht davon aus, dass die Gemeinschaft der Melite, die Anhänger des Heraldes, zu einem bestimmten Zeitpunkt von Melite nach Deimeia zog. Von einem Bezirk innerhalb der Burg wurde nach außen umgesiedelt. Aus diesem Anlass feierte der Demos Melite den Apollon Metageitnion, dem er das Fest Metageitnia widmete und so eine neue Nachbarschaft feierte.
- 9 z. B. Hamm, Bernd, Betrifft: Nachbarschaft, Düsseldorf 1973, S. 18
- 10 Arendt, Was ist Politik? Fragmente aus dem Nachlass (1993), S. 45 f.
- 11 Smithson, Alison und Peter, Cluster City, in: Architectural Review November 1957, S. 333
- 12 Smithson, Alison und Peter, Golden Lane Housing, London 1953
- Smithson, Alison und Peter, Die gebaute Welt, Architectural Design, Hrsg. Monica Pidgeon, London, 1955
- 14 Smithson, Alison und Peter, Cluster City, in: Architectural Review November 1957, S. 333
- 15 ebd.
- 16 Smithson, Alison und Peter, Die gebaute Welt, a. a. O.
- 17 ebd.
- 18 ebd.
- 19 Smithson, Peter und Alison, The Charged Void: Architecture, New Vork 2001, S. 86
- Wigley, Mark, Constant's New Babylon The Hyper-Architecture of Desire, Rotterdam 1998, S. 9
- 21 Sioterdijk, Peter, Sphären III. Schäume, Frankfurt a. M. 2004, S. 656
- 22 Sioterdijk, Sphären III, a. a. 0., S. 663
- Constant in einem Interview mit HUO Amsterdam 1999, FAZ 02.07.2002 Hans-Ulrich Obrist
- 24 Sioterdijk, Sphären III, a. a. 0., S. 659
- Wigley, Constant's New Babylon, a. a. 0., S. 13
- Musil, Robert, Der Mann ohne Eigenschaften (zuerst 1930), Reinbek bei Hamburg 1978, S. 17
- 27 Tabula Non Rasa. Toward aperformative contextualism
- Ilka & Andreas Ruby in conversation with Jean-Philippe Vassal, in:
- Ilka & Andreas Ruby (Hrsg.), Urban Transformations, Berlin 2008, S. 252
- 28 a. a. 0., S. 254
- 29 a. a. 0., S. 254
- 30 Deli, Christopher, Performanz und Raum, in: archplus 183, Berlin Mai 2007
- 31 Ruby, a. a. 0., S. 254

Bildnachweis

- Abb. 1 Panorama der Fabriken von Leeds, in: The Graphie July 18th, 1885. By kind permission of Leeds Library and Information Services, www.leodis.net
- Abb. 2 Friedrich Engels, Die Lage der arbeitenden Klasse in England, in: Karl Marx, Friedrich Engels: Werke, Band 2, Berlin 1972, S. 277
- Abb. 3 Drawn and engraved by F. Bate, London 1838
- Abb. 4 Karte des kleisthenischen Phylen- und Demensystems von M. Ticke,

in: Peter Funke, Politische und soziale Identitätsformen jenseits der Polis, in: Hölkeskamp et al. (Hg.), Sinn (in) der Antike, Mainz 2003, S.218

Abb. 5 Alison und Peter Smithson, Urban structuring, London 1967

Abb. 6Dirk van Heuvel, Alison & Peter Smithson: From the House of the Future to a House of Today, Mailand 2004

Abb. 7Dirk van Heuvel, Alison & Peter Smithson: From the House of the Future to a House of Today, Mailand 2004

Abb. 8 Dirk van Heuvel, Alison & Peter Smithson: From the House of the Future to a House of Today, Mailand 2004

Abb. 9 Alison und Peter Smithson, Cluster City, in: Architectural Review November 1957, S. 333

Abb. 10 Peter Smithson: Entwurf des CIAM Doorn Manifesto, 1954, für die

zweite Druckauflage von: Alison Smithson, Team 10 Primer, Cambridge/ Massachusetts 1974 (Erstauflage 1968)

Abb. 11 Alison Margaret Smithson, Urban structuring: studies of Alison and Peter Smithson, London/New York 1967, S. 27

Abb. 12 Mark Wigley, Constant's New Babyion: The Hyper-architecture of Desire, Rotterdam 1998. Copyright: VG Bild-Kunst, Bonn 2009

Abb. 13 Mark Wigley, Constant's New Babyion: The Hyper-architecture of Desire, Rotterdam 1998

Abb. 14 Rem Koolhaas, Content, Köln 2004

Abb. 15 Copyright: Lacaton & Vassal Architectes, Paris